



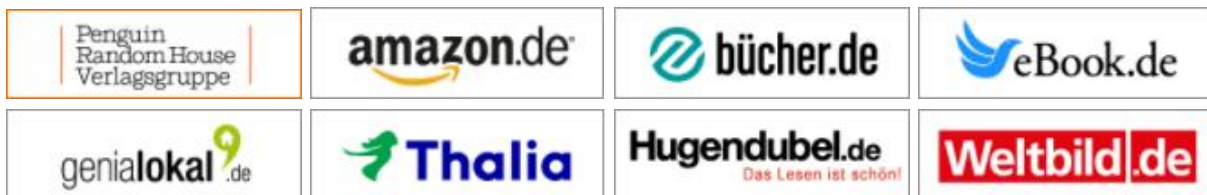
# Leseprobe

Udo Jürgens, Michaela Moritz  
**Der Mann mit dem Fagott**  
Roman

---

„Eine unglaubliche Familienchronik.“ *Die Presse*

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



---

Seiten: 736

Erscheinungstermin: 22. August 2011

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

**Ein Roman wie ein Jahrhundertkonzert – Familiensaga und Zeitgeschichte in einem: Udo Jürgens' Familiengeschichte, eine unter die Haut gehende Saga von Glanz und Elend, Aufstieg und Fall, Angst und Triumph!**

München, 1955: Die Jazzband des legendären Freddie Brocksieper geht von der Bühne. Ein junger Gast aus Salzburg darf ein wenig Pausenmusik spielen. Er nutzt seine Chance, spielt Blues, Jazz und Swing und singt dazu. Tosender Applaus erfüllt das Schwabinger Studio 15. Niemanden hält es auf den Stühlen, die Menschen umringen das Klavier. Es ist kurz nach Mitternacht. Udo Jürgens ist soeben 21 Jahre alt geworden, und in dieser Geburtstagsnacht beginnt eine der eindrucksvollsten Karrieren der deutschen Musikgeschichte.

In großen, opulenten Bildern erzählen Udo Jürgens und Michaela Moritz die wechselvolle Geschichte der Familie. Sie erzählen von der Musik, die Jürgens seit seiner Kindheit zum Mittel wird, die Welt zu begreifen und das Leben zu bestehen.

»Die Geschichte meiner Familie hat mich seit meiner Kindheit geprägt und mein Weltbild entscheidend mitbestimmt, die Suche nach ihren Spuren hat mich viele Jahre begleitet, die Idee zu diesem Buch trage ich schon beinahe mein ganzes Leben mit mir herum.« Udo Jürgens-Bockelmann

Diese Filmsonderausgabe enthält umfangreiches Bonusmaterial: ein Exklusiv-Interview mit Udo Jürgens, zahlreiche Fotos und ausführliche Informationen zu den Dreharbeiten.

Udo Jürgens

Michaela Moritz

Der Mann mit dem Fagott

Udo Jürgens  
Michaela Moritz

# Der Mann mit dem Fagott

Roman



LIMES

Die Namen der handelnden Personen,  
sofern sie nicht historisch belegt sind  
oder zur Familie gehören, wurden geändert.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

13. Auflage

Filmsonderausgabe August 2011 bei Limes Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

© der Originalausgabe 2004 by Udo Jürgens-Bockelmann,  
Michaela Moritz und Limes Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

© der Fotos: Privatarchiv Udo Jürgens Office, Melwa, Gunter Ausmann /  
Toni Muhr / © Ziegler Film / Graf Filmproduktion / ARD Degeto / ORF

Satz: Uhl+ Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-8090-2600-6

[www.limes-verlag.de](http://www.limes-verlag.de)

Ich widme dieses Buch meinen Großeltern, Heinrich und Anna Bockelmann, um sie der Vergessenheit zu entreißen, meiner Mutter, meinem Vater und seinen vier Brüdern, weil ihre Liebe mich ermutigt und ihre Zweifel mich gestärkt haben, und meinen Kindern, weil ihr Morgen aus unserem Gestern und Heute erwächst.

*Udo Jürgens-Bockelmann*

## Wahrheit oder Lüge? – Das Leben als Roman

Die Geschichte meiner Familie hat mich seit meiner Kindheit geprägt und mein Weltbild entscheidend mitbestimmt, die Suche nach ihren Spuren hat mich seit vielen Jahren begleitet, die Idee zu diesem Buch trage ich schon beinahe mein ganzes Leben mit mir herum.

Es erzählt die Wahrheit und ist doch ein Roman: Es erzählt die Geschichte so, wie ich sie sehe, sie recherchiert oder erlebt, sie aus den Geschichten meiner Kindheit und Jugend rekonstruiert habe. Aber jede Geschichte enthält so viele Wahrheiten wie Personen, die dabei waren oder darüber erzählen.

Ich war nicht dabei, als mein Großvater im Jahre 1912 durch Moskau fuhr, als mein Vater seinen ersten Theaterbesuch erlebte, als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach und mein Großvater in St. Petersburg den Jubel der Massen sah und hörte oder als mein Vater 1945 in Klagenfurt in Gestapohaft saß. Ich weiß nicht, bei welchem Satz genau mein Onkel Werner die Stirn runzelte, als er 1958 beim Versuch, das Haus seiner Kindheit zu photographieren, verhaftet wurde, und mich mögen auch meine Erinnerungen an meine eigene Kindheit und Jugend da oder dort trügen. Freunde und Weggefährten von damals werden vielleicht andere Geschichten erzählen, weil sie genau die gleiche Geschichte anders erlebt haben. Dieses Risiko muß man eingehen, wenn man sich vornimmt, so ein Buch zu schreiben.

Was ich recherchieren konnte, habe ich recherchiert, ich habe

historische Bücher studiert, alte Dokumente gesucht und gefunden, bin bis nach Moskau und St. Petersburg gereist, um die Orte zu besuchen, die ich hier beschreibe, und um in Archiven zu forschen. Ich habe Historiker und meine Familie befragt und mich auf meine Erinnerungen und mein Lebensgefühl verlassen.

Wahrscheinlich war nicht jede Geschichte ganz genau so, wie sie hier beschrieben ist, aber sie könnte so gewesen sein, und sicher liegt die Wahrheit nicht allzuweit davon entfernt. Letztendlich enthält dieses Buch die einzige Wahrheit, die ich über meine Familie, meinen eigenen Lebensweg und den »Mann mit dem Fagott« erzählen konnte.

Da und dort haben wir Namen geändert und Personen ein wenig anonymisiert, um niemanden zu verletzen oder an den Pranger zu stellen und die Nachkommen jener, die irgendwann fragwürdig gehandelt haben, zu schützen, denn dieses Buch will nicht anklagen und alte Wunden aufreißen, sondern die Geschichte meiner Familie, an der sich die Geschichte dieses Jahrhunderts spiegelt, auf eine ganz persönliche Weise neu erzählen.

*Udo Jürgens-Bockelmann*



# INHALT

---

PROLOG . . . . .	15
Bremen, Weihnachten 1891	
Der Mann mit dem Fagott • Do swidanja	
1. KAPITEL . . . . .	25
Salzburg, September 1955	
Der Teller • Neutralität • Die Nacht von München • »Tango Nocturno« • Heinrichs Vermächtnis • Die Uhr	
2. KAPITEL . . . . .	70
Moskau, September 1912	
Das neue Automobil • Apollo • Vor dem Theaterbesuch • Weras heimliche Liebe • »Schwanensee« • Geradeausgehen	
3. KAPITEL . . . . .	102
Kärnten, Schloß Ottmanach, Mai 1957	
»Man muß die Feste feiern, wie die Schlösser fallen« • »Symphonie Pathétique« • Rilke und Wera	
4. KAPITEL . . . . .	116
St. Petersburg / Moskau / Ural 1914–1915	
Die Gefahr • Krisensitzung • Auf verschiedenen Seiten • »Gott schütze den Zaren« • »Kalinka« • In der Butyrka • Ganz unten • Hoffnung hinter dem Horizont • »Wer ist denn nun der Reichste hier?« • Ostern an der sibirischen Grenze • Das Bahnhofshotel • Ein Abschiedsbrief • Der Mann mit dem Fagott – die Begegnung • In fremden Schuhen • Der Wikinger • Fahrt ins Ungewisse • Helsinki	

5. KAPITEL . . . . . 214  
Rotterdam–Amerika, Juli bis Oktober 1957

Vor der großen Reise • »Songs For Swingin' Lovers« • Die Gestrandeten der Zeit • Im Stundenhotel • MS Waterman • »Schickt mir, die arm sind und geschlagen« • Das Tor zur Freiheit • Midway Lounge • Der Klang Amerikas • »Niemand ist so nah dran wie der, der mit dem Herzen dabei ist« • Uptown Manhattan • »Take The A-Train« • »A good old friend is going home«

6. KAPITEL . . . . . 299  
Ottmanach und Berlin, September 1944 bis Januar 1945

Rassenkunde • Das »Kleid des Führers« • Vor der Flucht • »Wieso müssen wir immer alle fliehen?« • In Opas Haus

7. KAPITEL . . . . . 332  
Moskau, November 1920

Kropotkins Auftrag • Heinrichs Brief

8. KAPITEL . . . . . 342  
Barendorf, Februar 1945

Der Klang der Gefahr

9. KAPITEL . . . . . 349  
Kärnten, Februar 1945

Rudis Heimkehr • Fahnenflucht? • Das Verhör • Zelle 62 • Die Bombe im Hof

10. KAPITEL . . . . . 383  
Barendorf, März bis Mai 1945

Der »Löwentöter« • Zum Volkssturm • »Tausend Panzer« • Das »Schokoladengefühl« vom Frieden • Teilkapitulation • Der Tod des Kollaborateurs

11. KAPITEL . . . . .	407
Kärnten, April bis Mai 1945	
»Vom Eise befreit sind Strom und Bäche« • Führers Geburtstag • In	
»Schutzhaft« • Ende und Anfang	
12. KAPITEL . . . . .	421
Lüneburg, März bis Mai 1946	
Kriegstod im Frühling des Friedens	
13. KAPITEL . . . . .	429
Irgendwo bei Linz, September 1946	
Bratkartoffeln	
14. KAPITEL . . . . .	435
Schloß Ottmanach und Klagenfurt, 30. September 1946	
Die Nürnberger Prozesse • »Tommyschweine« • »Das Land des	
Lächelns«	
15. KAPITEL . . . . .	447
Wien, Mai / August 1959	
»Jenny« • Das zerrissene Photo • Die Trennung • Liebeskummer und	
Jazz	
16. KAPITEL . . . . .	470
Frankfurt am Main, 15. August 1961	
Kalter Krieg und Portwein • Nastasjas traurige Augen • Liebe und	
Schuld	
17. KAPITEL . . . . .	486
Baden-Baden, 14. und München, 25. Juni 1963	
»Wann wird man je versteh'n?« • »Ich verstehe immer »Onkel«	

18. KAPITEL . . . . .	498
Luxemburg, 5. März 1966	
Der Grand Prix und die Angst • Olymp oder Fallbeil • »Dies ist erst der Anfang« • Ein Lied in der Nacht	
19. KAPITEL . . . . .	511
Kärnten, August 1967	
Das Land der Kindheit • Rüben, Leberwurst und Schlagzeilen	
20. KAPITEL . . . . .	521
Ural, Kriegsgefangenenlager Nr. 7149/2, Januar 1947 bis Dezember 1949	
»Tote raus!« • Träume aus Papier • Die Namen der Toten	
21. KAPITEL . . . . .	546
Auffanglager Friedland und Barendorf bei Lüneburg, Dezember 1949 bis März 1950	
Baumanns Geheimnis • Friedland • Freiheitstanz	
22. KAPITEL . . . . .	563
Hamburg, 3. und 4. Oktober 1967	
Büsumer Krabben und die Ruhe vor dem Sturm • Die Probe • Der Ba- demantel • Erwins Mappe	
23. KAPITEL . . . . .	580
Stockholm / Saltsjöbaden, 5. Mai 1917	
Der Sturm • Sechs Männer und ein tanzender Drachen	
24. KAPITEL . . . . .	596
München, 7. und Barendorf, 12. April 1968	
»Ich kenne Sie irgendwoher...« • Die Tagesschau • »Wer Wind sät, wird Sturm ernten«	

25. KAPITEL . . . . . 609

Berlin, 25. und 26. Juni 1979

Träume in Trümmern • »Was haben Sie denn da bloß geschrieben?« •  
Apollos Rückkehr

26. KAPITEL . . . . . 629

Auf See vor Liverpool, 28. Mai 1925

»God Save The King«

27. KAPITEL . . . . . 633

Zeitsprünge

Der Kieselstein – Hollywood, Santa Monica Beach, 14. November 1980  
• »Fünf Minuten vor zwölf« – Wien, 6. Oktober 1981 • »Valse Mu-  
sette« – Kärnten, 6. April 1984 • Tödlicher Regen? – Wien, 9. Mai  
1986 • Ein Stück aus der Mauer – Hannover, 11. November 1989 •  
»Independence Day« – New York – Zürich, 6./7. Juli 1999 • Eine Zeit  
erlischt – Barendorf bei Lüneburg, Januar 2001 • Brücken zwischen  
den Zeiten – Wien, Juli 2001 • »Hier ein Lächeln und dort Narben, ein  
paar Tränen mittendrin« – Kärnten, Mitte August 2003 • Auf der rich-  
tigen Seite des Vorhangs – München, 4. Oktober 2003

EPILOG . . . . . 690

Norditalien und Meran, 27. und 28. Mai 1955

Die Reise • »It's tea-time, Sir« • Der friedliche Klang

Bremen, Weihnachten 1891

Der Mann mit dem Fagott

Ein dumpfer Aufprall. Ein Schneeball zerspringt dicht vor Heinrich Bockelmanns Kopf an einer Hauswand. Kinderlachen, sich schnell entfernende Schritte. Wieder Stille, nur das Knirschen des Schnees unter seinen Füßen und in der Ferne leise die geheimnisvollen Klänge des Weihnachtsmarktes.

Die frühe Dunkelheit und das Glitzern der Festbeleuchtung im seltsam kalten Winter geben der Stadt ein fremdes, verzaubertes Gesicht. Vielleicht ist es der in dieser Stadt so seltene Schnee, der alles verändert. Oder vielleicht ist es auch nur Heinrichs Blick, der bereits fremd geworden ist, die Stadt wie zum ersten Mal betrachtet mit Augen, die das Besondere suchen, das Bleibende, Bilder, an denen die Erinnerung sich festhalten kann in der Fremde.

Jedes Haus, jeder Baum, jedes Licht, jeder Blick ein Abschiedsgruß. Er hatte es sich nicht so schwer vorgestellt. Mit 21 hatte man erwachsen zu sein, ein zielstrebig junger Mann, der seinen Weg ging. Er mußte sich an diese Rolle erst herantasten, an den festen, zuversichtlichen Schritt in seine Zukunft.

»Halte die Augen und Ohren offen, sei dir sicher, wer du bist, und sei bereit zu lernen, dann wirst du deinen Weg finden«, hatte sein Vater zum Abschied gesagt und war wieder fortgereist, auf seinem Passagierschiff »Henriette«, mit dem Kapitän Bockelmann die Route Bremen – New York befuhr. Wie meistens würde sein Vater an Weihnachten nicht zu Hause sein. Heinrich kannte es nicht anders, und doch wäre es schön gewesen, den Vater noch ein

wenig länger hier zu haben, diesmal... Der Rat des in der Fremde und im Leben so erfahrenen Vaters hätte ihm in diesen Tagen viel bedeutet. Solche Gespräche waren selten gewesen in Heinrichs Leben. Monatelang war der Vater fort, unterwegs auf den Weltmeeren. Kam er zurück, war er ein Fremder. Und kaum war die Fremdheit gewichen, war er schon wieder auf See, existierte nur noch in den wenigen Briefen und bunten Postkarten aus aller Welt, um die Heinrichs Spielkameraden ihn immer beneidet hatten.

Nun trieb es auch ihn fort, so stark die Stimme der Ungewißheit im Moment in ihm auch war und ihn zu halten suchte. Er wird gehen. In wenigen Tagen. Nur wohin, das weiß er noch nicht.

Die goldene Taschenuhr des Vaters, sein Abschiedsgeschenk, fühlt sich schwer an, fremd. Noch berührt er sie ein wenig distanziert, voll Respekt vor ihrem unschätzbaren Wert – und vor dem Gefühl, sie sich erst noch verdienen zu müssen. Noch öffnet er ein wenig verstohlen den Deckel, wie früher, als er heimlich mit ihr spielte. Manchmal ertappte sein Vater ihn damals dabei, lächelte, nahm ihm die Uhr aus der Hand, sagte: »Das ist eine Zauberuhr! Wenn dir die Zauberkräfte hold sind, kannst du sie mit deinem Atem öffnen.« Er ging in die Hocke, um mit Heinrich auf Augenhöhe zu sein, hielt sie ihm vor sein ungläubig-gespanntes Gesicht. »Puste!« Heinrich gab sich Mühe. »Das kannst du aber besser! Fester!« Heinrich pustete mit all seiner Kraft. »Noch mal!« Da sprang wie von Zauberhand der Deckel auf, und die Uhr machte summend und bimmelnd und klingend die Zeit hörbar. Zauberkraft... die könnte er jetzt wirklich brauchen. Heinrich lächelt, schließt den Deckel wieder, steckt die Uhr in seine Tasche. Die Zeit bis zu seiner Abreise möchte er gar nicht ermessen.

Duft nach Zimt und Mandeln aus jedem Haus. Schnaubende Pferde, knirschendes Zaumzeug. Ein zugerufener Gruß. Menschen auf dem Weg in die Stadt. Der Schnee dämpft die Geräusche der Straße, macht sie weicher, sanfter. Alles Alltägliche erscheint Heinrich heute besonders, festhaltenswert. Seit Kindertagen zieht es ihn in die Ferne. Stundenlang hatte er schon als kleiner Junge den Globus im Arbeitszimmer des Vaters studiert, sich die wohlklingenden Namen ferner Länder, fremder Städte eingepägt, sich vorgestellt, sie später einmal alle zu bereisen.

Nun war der Zeitpunkt gekommen, wegzugehen, sich irgendwo

in der Welt einen Platz zu suchen. Nur wo, das zu entscheiden, fällt ihm schwer. Beim letzten Besuch seines Vaters hatte er ihn um Rat gefragt. Man hatte in großer Runde mit Freunden und deren Familien zusammengesessen. Von Amerika hatte der Vater ihm abgeraten. Natürlich könne er mitfahren auf der »Henriette«, auf der Überfahrt arbeiten und sich damit die Kosten für die Reise verdienen. Natürlich sei das eine Möglichkeit, und sehenswert sei das Land allemal, aber zum Leben? Eher nicht. Es sei auf einem unheilvollen Weg. Unruhen, Aufstände, Streiks, die Stimmung gereizt, nervös. Es wimmle von gescheiterten Existenzen, Kriminellen, ein undurchschaubarer Sumpf, und die Wirtschaft sei auch nicht gerade stabil. Schwierig schon für die Etablierten, aber bestimmt kein gutes Pflaster für einen jungen Mann, der seinen Weg machen wolle. Und dann die Entfernung zu Europa, der unvergleichlichen europäischen Kultur... Der ganze Atlantik dazwischen... Diese Weite beeindruckte sogar ihn selbst noch. Nach all den Jahren, die er diese Strecke nun schon befuhr... Die Freunde des Vaters waren seiner Meinung.

Aber *Rußland*, das sei eine Überlegung wert. Ein junger Maat auf seinem Schiff stamme aus Sankt Petersburg. Was der so erzähle! Es müsse ein unvergleichlich glanzvolles Land sein und vor allem offen, das Land der Starken, so sagte man, das Land, in dem man mit einer Idee und harter Arbeit alles erreichen konnte. Besonders als Deutscher. Die vielen deutschen Einwanderer dort hatten großes Ansehen, Einfluß und Macht erlangt. In ihrem Kreis konnte man sich etablieren. Das wäre vielleicht das richtige für Heinrich. Die Knoop, Freunde des Vaters, hatten begeistert zugestimmt. Man habe Verwandte in Moskau. Die könnten Heinrich bestimmt Adressen für eine Stellung vermitteln. Rußland sei wundervoll! Man sei selbst schon dagewesen! Herrlich! Der Glanz des Zarenhauses, die Kultur, die Weltoffenheit... Dort sei wirklich alles möglich.

Also Rußland? Heinrich zögert noch. Er muß sich bald entscheiden. Mit Jahresbeginn möchte er sein neues Leben beginnen, so hatte er sich vorgenommen, und was man sich vornahm, das hielt man auch ein.

Vielleicht könnte er ja auch in eine andere der europäischen Metropolen gehen? Adressen hatte er sich von überallher besorgt. Die



Freunde seines Vaters hatten Kontakte in aller Herren Länder. Vielleicht sollte er sich mit einem etwas kleineren Schritt begnügen?

Rußland war sicher die exotischste der Möglichkeiten. Dort wäre ihm der größte Aufstieg möglich, aber auch das größte Versagen. Es würde alles in seiner Hand liegen. Also eigentlich genau das, was er suchte, auch wenn er manchmal sogar mit dem Gedanken an ein ganz normales Leben spielte: Er könnte sich einfach in Bremen eine Stelle suchen, vielleicht in einiger Zeit sogar um Katharinas Hand anhalten...

Ja, Katharina. Bei dem Gedanken an ihre warme, weiche Stimme, ihr feines, fröhliches Gesicht, ihre langen blonden Haare, wurde ihm gleichzeitig heiß und kalt. Diese Gefühle kamen zur falschen Zeit. Zu spät. Oder auch zu früh. Er kannte sie noch nicht lange genug, um ihretwegen seine Pläne zu ändern und hierzubleiben. Es wäre wie das Eingeständnis eines Versagens gewesen. Er konnte sie aber auch nicht bitten, auf ihn zu warten. Er hatte daran gedacht, doch zu ungewiß war seine Zukunft, zu wenig klar umrissen die Zeit, die er brauchen würde, um sich zu etablieren, um ihr dort, wohin er ging, ein angemessenes Heim bieten zu können. Die Ungewißheit seines Lebens konnte er ihr nicht zumuten, das war ihm in den letzten Wochen des Kampfes mit sich selbst klargeworden. Damit mußte er fertig werden. Es fiel ihm schwer.

Er wirft eine Münze von der Brücke aus in einen der romantischen Kanäle der Weser. Ein kleines Ritual, wie immer, wenn es im Leben für ihn darauf ankam. Es sollte ja bekanntlich Glück bringen, und Glück konnte er brauchen.

Plötzlich aus der Ferne leise ein ganz besonderer, seltsam anrührender Klang, der ihn merkwürdig berührt. Er lauscht, folgt seiner Richtung, verliert ihn wieder, hält den Atem an.

Da ist er wieder, leise und doch deutlich hörbar, abgesetzt von den Alltagsgeräuschen und den Klängen des Weihnachtsmarktes, eine ganz eigene Stimme im Chor der Töne, allem anderen unterlegt, als wäre er mit seiner sonderbar melancholisch-fröhlichen Melodie das Fundament für alle anderen Klänge und Farben dieses Tages.

Unbewußt versucht Heinrich die Richtung auszumachen, aus der er erklingt und folgt ihm wie selbstverständlich, ohne daß er es

beschlossen, sich aus einer Laune heraus oder aus Langeweile dazu entschieden hat. Es war zwingender. Er hatte in diesem Augenblick keine Wahl.

Es kommt aus der Richtung des Marktplatzes, da ist Heinrich sich mittlerweile sicher. Es klingt tiefer als eine Oboe und erhabener als eine Klarinette. Es ist weicher als eine Posaune und rauher als eine Flöte. Heinrich lauscht. Es ist kein Instrument, das man Tag für Tag hört. Vielleicht ist es ja ein Musiker, der zu Hause übt, bei geöffnetem Fenster, aber das ist unwahrscheinlich. Dazu ist der Klang zu präsent, nicht gedämpft durch Mauern und Fenster. Es schweigt, einen Augenblick nur, dann setzt es wieder ein. Er muß jetzt ganz nah sein.

Heinrich tritt aus dem Dunkel der Arkaden und bleibt erstaunt stehen. Der Mann steht etwas abseits des Weihnachtsmarktes. Er trägt eine merkwürdige, prächtig-bunte Verkleidung, einen dunkelblauen Gehrock mit rot umfaßten goldenen Knöpfen, eine dunkle Hose und auf dem Kopf einen schwarzen, zerknitterten Zylinder. Seine Haltung leicht nach vorn gebeugt. Und er spielt auf einem Fagott.

Das war kein Instrument für einen Straßenmusikanten. Und der Mann sieht auch nicht aus wie ein gewöhnlicher Straßenmusikant. Er spielt ein bekanntes Stück, eine ganz einfache Melodie, die Heinrich irgendwoher kennt und doch nicht zu benennen weiß. Es klingt nach einem russischen Volkslied. Unverkennbar. Erstaunlich bitter und traurig die Verse und auf eine seltsame Weise fröhlich und doch nicht unbeschwert der rhythmische, sich ständig steigernde Refrain, als müsse man die Traurigkeit der Welt nur intensiv genug erleben, um sie in etwas Schönes zu verwandeln. Die dunklen Augen des Mannes strahlen, ruhen ganz in sich selbst. Irgendwo hat er diese Augen schon einmal gesehen, denkt er, doch er weiß nicht, wo. Vielleicht im Traum.

Einige Passanten bleiben stehen, versammeln sich um den Fagottisten, klatschen begeistert im immer schneller werdenden Rhythmus der Melodie. Das bunte Treiben des Weihnachtsmarktes verblaßt, so lange er spielt, das kleine Karussell, die bunten Stände mit Lebkuchen und Mandeln und Zimtsternen, der Leierkastenmann mit den Weihnachtsliedern. Das alles kann warten. Heinrich fragt sich, was es mit dem Spiel, der Verkleidung auf sich haben könnte.

Für einen Bettler ist die Kleidung zu gut, die Erscheinung des Mannes zu fein, zu lebendig. Ein Bettler würde den Hut auch nicht auf dem Kopf tragen, sondern vor sich stellen in der Hoffnung auf milde Gaben.

Der Kreis der Zuhörer vergrößert sich. Heinrich wird ein wenig abgedrängt. Er kann den Fagott-Spieler nicht mehr sehen. Nur noch hören. Jemand tuschelt: »Der macht Reklame für das Weihnachtsspiel im Alten Gymnasium in der Dechanatstraße. Da vorn ist ein Plakat mit der Einladung.«

Heinrich Bockelmann lächelt. Erinnerungen an die noch nicht so lange zurückliegende Schulzeit werden wach. Kameraden, Lehrer. Das Alte Gymnasium war auch das seine gewesen. Und das Katharinas. Vielleicht sollte er hingehen. Es wäre eine schöne Gelegenheit, die alten Freunde wiederzusehen. Ein seltsamer Gedanke: Menschen wiederzufinden, die er lange nicht gesehen hat, um sie danach gleich wieder zu verlieren. Er schüttelt den Kopf. Erwachsen zu werden, schien zu bedeuten, Abschied zu nehmen. Nicht nur von der Kindheit. Das hatte er nie in der Schule gelernt.

Heinrich geht ein wenig auf und ab. Das fast mystische Spiel des Fagottisten begleitet ihn, zaubert ein Lächeln auf sein Gesicht, ist in geheimnisvoller Weise Antwort auf Heinrichs unausgesprochene Sehnsucht. Heinrich fühlt es plötzlich ganz klar: Er muß nach Rußland. Es ist, als wäre der Klang des Fagotts, die russische Melodie so etwas wie ein Versprechen, ein Hinweis auf den richtigen Weg. Manchmal konnte Musik solch einen Hinweis geben. Oder auch Dichtung oder Malerei. Er hatte es schon manches Mal in seinem Leben gespürt: wenn er ein Buch las und ihm plötzlich etwas über ihn selbst bewußt wurde, er neue Werte fand oder etwas begriff, was er schon immer in sich selbst gefühlt hatte, ohne es benennen zu können. Doch so stark wie heute hatte er es noch nie empfunden.

Das Fagott schweigt. Plötzlich. Heinrich horcht auf, hält inne, wartet, vermißt den Klang; bestimmt macht der Mann nur eine kurze Pause, setzt gleich wieder ein. Doch ein Atemzug vergeht. Und noch einer. Und wieder einer. Das Fagott schweigt. Hastig bezahlt Heinrich seinen Lebkuchen, eilt zurück an die Stelle, an der er den Mann mit dem Fagott zuletzt gesehen hat, doch die Menge zerstreut sich, der Mann ist verschwunden. Nur das Plakat

erinnert noch an ihn, ein Beweis, daß er sich den Mann mit dem Fagott nicht einfach nur eingebildet hat. »Einladung zum Schüler-Weihnachtsspiel im Alten Gymnasium in der Dechanatstraße. An allen Sonntagen im Advent und am Christtag um fünf Uhr nachmittags. Bringen Sie Ihre Freunde mit! Der Eintritt ist frei, Spenden sind erwünscht.«

Heinrich sieht sich um, tritt aus den Arkaden, sieht in jede Straße. Weit kann er noch nicht sein. Er geht ein Stück, biegt um eine Ecke. Plötzlich, in weiter Ferne, in seltsam lichtem Nebel, ist ihm, als ahne er die Konturen des zerknitterten Zylinders, ahne den Gehrock wehen, doch schon im nächsten Moment ist niemand mehr zu sehen. Stille, die ihn beunruhigt, als habe er etwas unendlich Wertvolles in ihr verloren.

## Do swidanja

Früh am Morgen. Die Stadt liegt noch in tiefem Schlaf. Dunkelheit. Nur in vereinzelt Fenstern das schwache Licht der Frühaufsteher, Kerzen und Petroleumlampen. Noch hat man den Weihnachtsschmuck in den Gärten, an den Häusern nicht abgenommen. Heinrich hat eine kleine Kutsche gemietet, obwohl er gern zu Fuß gegangen wäre. Doch dazu ist sein Koffer zu schwer.

Niemand begleitet ihn. Es war sein Wunsch. Er hat schon gestern, am Heiligen Abend, Abschied genommen. Von seiner Mutter, dem Bruder, den Großeltern, ein paar Freunden. Nur Katharina hat er nicht mehr gesehen. Er hat ihr einen Brief geschrieben und ihn ihr gestern mittag mit einem kleinen Päckchen in ihren Briefkasten gelegt.

Die Straßen sind menschenleer. Stille. Nur die Räder der Kutsche schleifen, die Hufe des Pferdes klappern leise im Schnee.

Heinrich lehnt sich zurück, fühlt sich plötzlich schwer, ungelenk. Seine Entscheidung erscheint ihm mit einem Mal viel zu groß. Warum hat er es sich selbst so schwergemacht!?! – Ausgerechnet Rußland! Für einen Augenblick weiß er keine Antwort darauf.

Doch er weiß, daß er sie wiederfinden wird, später, wenn die Entfernung von hier ihn mehr den Neubeginn fühlen läßt als den Abschied.

Die Kutsche nimmt den Weg durch die engen, verträumten Gassen mit den Fachwerk- und Backsteinhäusern, die für Heinrich Kindheit und Heimat bedeuten.

Plötzlich ein Anblick, der Heinrich fast erschreckt und ihn an seiner Wahrnehmung zweifeln läßt. Ein einziges beleuchtetes Fenster in einer noch völlig im Dunkeln liegenden Gasse, der deutliche Schattenriß einer Silhouette: ein Mann in leicht vorgebeugter, ganz in sich selbst ruhender Haltung, auf dem Kopf ein zerknitterter Zylinder, ein Fagott in der Hand, und ganz leise, kaum hörbar, der vermißte Klang. Ein reglos-ungläubiger Augenblick nur, dann ist man vorbei. Das Rattern der Kutsche hallt von den Wänden der engen Straße wider. Hatten ihm seine Sinne gerade einen Streich gespielt? Es ist ihm völlig unbegreiflich, aber er ist sich sicher: Es war der Mann mit dem Fagott! Wie ein Zeichen, daß er auf dem richtigen Weg sei. Er lehnt sich lächelnd zurück.

Auch der Bahnhof liegt still und einsam vor ihm. Niemand außer Heinrich scheint am ersten Weihnachtstag den Frühzug nach Berlin zu nehmen. Seltsame, fast unheimliche Stille. Nur ein Bettler liegt zusammengekauert in einer Ecke. Heinrich läßt ein paar Münzen in seinen alten, zerschlissenen Hut fallen.

Der Bahnsteigschaffner wirft nur einen kurzen Blick auf seine Fahrkarte.

»Moin, moin, junger Mann, wohin soll's denn gehen?« Die Frage in fröhlich unnachahmlichem Plattdeutsch.

»Nach Moskau«, erklärt Heinrich etwas verunsichert. Seine Fahrkarte reicht nur bis Berlin. Von dort aus muß er irgendwie nach Warschau kommen und dann weiter nach Moskau. Mindestens eine Woche lang wird er unterwegs sein. Vielleicht auch länger.

»Moskau? Junge, Junge, da haben Sie ja etwas vor ...«

»Ja.«

Der Schaffner mustert ihn genauer. »Sind Sie Heinrich Bockelmann?«

Heinrich nickt verblüfft. »Ja, woher wissen Sie das?«

Der Schaffner schmunzelt. »Eine junge Dame hat Sie mir be-

schrieben. Sehr hübsch ...«, erklärt er mit Kennerblick aus seinen fröhlich verschmitzten blauen Augen. »Sie hat das hier für Sie abgegeben.«

Er reicht Heinrich ein kleines, liebevoll verziertes Päckchen, dazu einen Brief, auf dem er Katharinas Handschrift sofort erkennt.

»Wann war das?«

»Tja...« Er streicht sich mit der Hand über die grauen Bartstoppeln. »Vor etwa zehn Minuten.«

Aber dann hätte Heinrich sie doch noch sehen müssen! Er blickt sich um, überlegt, ob er sie suchen soll. Vielleicht steht sie ja noch irgendwo und beobachtet ihn. Der Bahnsteig ist menschenleer.

Aus der Ferne zwei weiße, sich unaufhaltsam nähernde Lichter, das Fauchen und Rauchen einer Lokomotive. Zischend und dampfend hält der Zug. »Bremen Hauptbahnhof!« Der Schaffner ruft es ins Leere. Niemand steigt an diesem Tag, zu dieser Stunde, in dieser Stadt aus. Heinrich zögert noch einen Augenblick, sieht sich noch einmal um. Niemand ist zu sehen. Sicher ist es besser so. Er nimmt seinen Koffer, hebt ihn über die hohen, engen Stufen, sucht einen Platz im leeren Zug, öffnet ein von Eisblumen bedecktes Fenster.

Die Lokomotive pfeift und faucht.

»Zurücktreten!« Der Ruf des Schaffners ist nur Routine, denn es ist niemand da, der ihm Folge leisten könnte.

Den Ruck des Anfahrens spürt Heinrich bis tief in seine Seele.

Es ist ihm, als spüre er ihren Blick, der ihm folgt, bis die roten Lichter des Zuges in der Ferne verschwunden sind, doch niemand ist da.

In seiner Manteltasche ihr Päckchen. Behutsam öffnet er es. Ein kleiner, vertrauter Band mit Goethes »Römischen Elegien«, den Reise-Versen eines Suchenden, in dem sie immer wieder scheu errötend und doch die fast ungehörig sinnlichen Stellen nicht übergehend gemeinsam gelesen und die nicht erlebte Erotik sehnsuchtsvoll vorausgeahnt haben. Er schlägt es auf. Vorne, zierlich, ihre Widmung: »Mögest auch du in der Fremde das finden, was deine Seele sucht. Viel Glück, Katharina.« Er öffnet ihren Brief. Eine Zeile nur: »Do swidanja, auch wenn wir uns nicht wiedersehen, K.«

Vorbeifliegende Landschaft im silbernen Licht des Morgens auf dem Weg in die Ungewißheit seiner Zukunft. Die schwere Leichtigkeit der Freiheit in Heinrichs Seele schwingt wie der rastlos-  
traurige Klang eines einsamen Fagotts.

## 1. KAPITEL

---

Salzburg, September 1955

### Der Teller

Kurz vor 4 Uhr morgens. Ich drücke eine Zigarette aus. Hastig geraucht in der kurzen Pause am Klavier zwischen zwei Songs. 28. September 1955. Übermorgen ist mein 21. Geburtstag. Ich werde volljährig.

Müdigkeit und Aufgekratztheit sorgen für jene merkwürdige Stimmung, die mich Abend für Abend beherrscht. Entspannte Konzentration gepaart mit matter Routine. Ein Leben, das mir manchmal unwirklich erscheint und das doch die Realität in all ihrer Härte in sich trägt. Nicht abgefedert von Illusionen, aber ein wenig gemildert durch Träume, Hoffnungen, Chancen, die sich auftun und wieder zerschlagen.

Ein erster Schritt: Ein Engagement in einem Musikcafé von halb acht Uhr abends bis halb fünf Uhr morgens, danach eine Kleinigkeit essen, ins Bett, wenn andere aufstehen, schlafen bis zum Nachmittag. An Wintertagen die Sonne kaum gesehen. Oft kein Gefühl mehr für Raum und Zeit. Spielen, um zu existieren, in einem ganz und gar prosaischen Sinne. Und doch ist es das, was ich will und immer wollte: Musiker sein. Wie auch immer.

Und ich fühle es, sobald ich am Klavier sitze, selbst um vier Uhr morgens. Das ist mein Leben. Ungeordnet, in den Tag hineingelebt und in die Töne, hoffen auf ein Engagement. Kleine Ziele und große Sehnsüchte. Manchmal auch Angst. Bin ich auf dem richtigen Weg? Ist da, wo ich Fuß zu fassen suche, überhaupt ein Weg für mich?



In etwas mehr als 24 Stunden bin ich volljährig. Uneingeschränkt selbstverantwortlich für mich und für mein Leben. Werde ich die Erwartungen meiner Eltern erfüllen? Und meine eigenen? Bloß weg mit zuviel Nachdenklichkeit.

Ein neuer Drink wird auf mein Klavier gestellt. »Von den Herren da drüben«, sagt der Kellner. Ich folge seiner Geste, grüße die beiden amerikanischen Soldaten in Uniform, die ihre letzten Tage in diesem Land verbringen, das bald seine Unabhängigkeit zurückerhalten wird. Jeder ein Mädchen im Arm. Sie sind schon oft hier gewesen. Ich weiß, was jetzt kommt:

»Play »Funny Valentine««, ruft der eine mir zu. Es ist seine Lieblingsnummer. Bald geht's zurück in die USA; gemäß Staatsvertrag. »Especially for you«, kündige ich mit einer gespielt großen Geste an und gebe den Einsatz. Ein schönes Lied, in dem ich mich sofort zu Hause fühle, nicht weniger als die jungen Amerikaner. Das ist *unsere* Musik: Gefühlvolle Balladen, Swing, Improvisationen, der freie Geist einer neuen, freien Zeit. Instinktiv spüre ich: So wird die Musik klingen, die auch im alten Europa die Jugend und die Zukunft beeinflussen, bewegen und anregen wird. Die Amerikaner sind sichtlich berührt. Ich auch. Erste Erfahrungen mit der unvergleichlichen Spannung zwischen Bühne und Publikum. Ich atme auf, lebe auf. Die Müdigkeit verfliegt in den Tönen.

Im Café Esplanade haben sich die letzten Gäste der Nacht versammelt. Theaterbesucher in Smoking und Abendkleid, Studenten, die an einem Tisch nahe der Bühne über die neue Zeit des Aufbruchs diskutieren, Touristen, die von der Musik, die an jenem Herbstabend leise auf die Straße gespült wird, angezogen wurden, Stammgäste, Musikerkollegen und Kellner aus anderen Lokalen, die früher schließen, Taxifahrer, die noch ein wenig Gesellschaft suchen, ehe sie nach einer langen Schicht nach Hause gehen. Selbst Reisende, die am nahen Bahnhof angekommen sind und noch nicht nach Hause wollen, schauen manchmal bei uns vorbei. Man sehnt sich in dieser langsam aus den Trümmern des Krieges wiederauferstehenden Stadt nach ein wenig Wärme, nach Begegnungen, Lebendigkeit. Das typische Publikum eines frühen Donnerstagmorgens.

Der Qualm von Zigaretten und Zigarren sorgt für diffuses Licht. Kellner servieren die letzten Drinks. Meine Arme schmer-

zen, wie immer um diese Zeit. Seit dem frühen Abend spiele ich praktisch ohne Pause. Noch eine halbe Stunde, denke ich. »Honey Suckle Rose«, raune ich den Jungs von der Band zu. F-Dur. Ich spiele acht Takte Einleitung. Verdammt, das Klavier ist schon wieder verstimmt, ärgere ich mich und male mir mit wenig Begeisterung die immer wieder geführten Diskussionen mit unserem Chef aus, der nur selten bereit ist, die Kosten für einen Klavierstimmer zu tragen.

»Wie stellst du dir das vor?!« jammerte er immer wieder, »das hier ist schließlich nicht das Grand Café Winkler! Wir sind das Esplanade am Bahnhof! Und außerdem hört das doch sowieso keiner!«

Er konnte nicht ermessen, wie frustrierend es war, auf einem verstimmten Klavier zu spielen, das ohnehin schon ein abgespielter alter Schinken war. Doch egal. Ich spiele, die Band steigt ein.

Patricia in der Ecke lächelt mir zu. Sie kommt oft hier her. Meistens alleine. Mit ihren 19 Jahren schlägt sie sich so durch. Ich weiß nicht viel über sie, nicht einmal ihren wirklichen Namen. Mädchen mit ihrem Job geben sich gerne klingende Namen. Wahrscheinlich hieß sie in Wirklichkeit Liesl oder Mitzi. Wir haben uns angefreundet, und ich nenne sie Patsy.

Sie hat eine kleine Wohnung ganz in der Nähe. Dann und wann, wenn sie keinen Freier hat und nachts nicht allein sein will, bittet sie mich, bei ihr zu bleiben. Zwei junge Menschen auf der Suche nach dem eigenen Leben, und ich bin manchmal froh, der Enge meiner Gemeinschaftsbude zu entfliehen. »Love Is Here To Stay« ist ihr Lieblingslied. Ein Hauch Romantik in einer ganz und gar unromantischen Wirklichkeit. Ich werde es als nächstes für sie spielen, beschließe ich. Das letzte Lied des Abends. Endlich!

Der Teller auf meinem Klavier ist für die vorgerückte Stunde noch ziemlich leer. Außer unserem »Lockvogel«, einem 20-Schilling-Schein, den wir selbst darauf placiert haben, nur ein paar verlorene Münzen. Ein trauriger Anblick. Ich habe immer noch ein gespaltenes Verhältnis zu dem Teller und dem Schild »Bitte für die Musik«, das Buddy Urban, unser Schlagzeuger und mit seinen über dreißig Jahren der älteste, cleverste und erfahrene von uns vieren, eines Tages ohne mich zu fragen kurzerhand auf meinem Klavier aufgestellt hat.

»Das haben wir doch nicht nötig!« habe ich aufgebracht protestiert. »Wir sind Musiker und keine Bettler! Das kommt überhaupt nicht in Frage, das ist unter unserer Würde!« Und ich schob den Teller mit einer so heftigen Geste beiseite, daß er beinahe zu Boden gefallen wäre.

Mit einer bestimmten, keinen Widerspruch duldenden Bewegung hat Buddy ihn wieder auf seinen Platz gerückt. »Der Teller bleibt. Ich haue kein einziges Mal mehr auf meine Scheißtrommel ohne den Teller! Deine Würde oder ich, entscheide dich!«

Wir haben abgestimmt. Alle außer mir waren dafür gewesen, daß der Teller bleibt. Und sie hatten natürlich recht. Von der Gage allein hätten wir unmöglich leben können.

»Du mußt lächeln, dich bedanken«, hatte Buddy dann auch noch gefordert, als ich bei den ersten Spenden verschämt auf die Tasten gestarrt hatte. Das ging nun wirklich zu weit!

»Aber ich kann mich doch nicht bedanken, wenn ich singe!« rechtfertigte ich mich.

»Doch, du kannst! Lässig und freundlich mußt du das machen! Ganz locker und selbstverständlich!« Und er machte es mir vor. Er hat leicht reden, dahinten an seinem Schlagzeug, denke ich. Doch im Grunde bin ich ihm dankbar, auch wenn das herbe Gefühl geblieben ist.

Die feine Abendgesellschaft rüstet sich zum Aufbruch. Die Herrschaften müssen wie alle Gäste an meinem Klavier vorbei, das in der Nähe der Tür steht. Und an unserem Teller. Ich habe mit »Love Is Here To Stay« für Patsy bereits begonnen. Nicht jetzt, denke ich – und gleichzeitig: Hoffentlich legen sie etwas drauf, wir haben es wirklich nötig. Ich beobachte die eleganten Besucher aus den Augenwinkeln. Man erhebt sich, hilft den Damen in die feinen Mäntel. Ein Schein bleibt auf dem Tisch. Der Kellner wird sich freuen. An uns denkt wieder mal kein Schwein, denke ich und gönne dem Kellner das Zubrot von Herzen. Jetzt sind sie gleich an meinem Klavier. Ein lässiger Griff in die Hosentasche, und ein 50-Schilling-Schein für unseren Teller.

Das ist immerhin ein Tag Essen für uns alle. Buddy sieht mich auffordernd an. Zwischen zwei Zeilen schmuggle ich mich schnell vom Mikrophon weg. Freundlich verbeuge ich mich leicht. »Danke schön und eine gute Nacht!«.

Buddy strahlt mich an. Ich habe dazugelernt. Ich lächle zurück und male mir doch nicht ohne Bitterkeit die Gefühle meiner Eltern aus, wenn sie den Teller, das Schild auf meinem Klavier sehen. Was ist das nur für ein Beruf? würden sie sicher denken, auch wenn sie so etwas noch nie ausgesprochen haben. Ich weiß, daß sie sich Sorgen machen, auch wenn sie es sich nicht anmerken lassen.

Die Tür öffnet sich. Stimmengewirr. Lachen. Eine Gruppe von auffällig gekleideten, etwas dubios wirkenden Gestalten, wie man sie zur Zeit allorts sieht, »Schieber« werden sie genannt, und etwas gewöhnlichen, lauten Begleiterinnen, offenbar Kolleginnen von Patsy, aber von der harten, abgebrühten Sorte, betritt das Lokal. Die Gewinner der Zeit, clevere, alles andere als seriöse Leute, die aus dem Wiederaufbau ebenso ihr Kapital schlagen wie zuvor aus Krieg und Verderben. Das Verhökern von allem, womit sich in der noch kaum überwundenen Zeit der Knappheit Geschäfte machen ließ, von geklauten und geschmuggelten Zigaretten, Autoreifen, Benzin aus Militärbeständen bis hin zu Waffen, hatte sie nach oben gespült. Sie können alles »organisieren«, was gewünscht wird, und ihre Methoden sind nicht zimperlich. Der Schwarzmarkt blüht und gedeiht.

»Ist noch geöffnet?« fragen sie schon etwas angeheitert den Chef, der an einem Tisch seinen üblichen Wodka trinkt. Ich bin besorgt. Zahlungskräftige Kundschaft. Da wird er nicht nein sagen, und es wird wieder nichts aus unserem Feierabend.

»Aber selbstverständlich, die Herrschaften«, ertönt es prompt aus seiner Ecke und an uns gewandt: »Na spielt's halt noch a bissel.«

Ich nehme einen Zug von meiner Zigarette, einen Schluck von meinem Wodka Tonic und setze mich wieder. Job ist Job.

Das Ziehen in meinen Unterarmen, die Schmerzen in den Fingergelenken werden immer unangenehmer. Wir spielen immer drei Stücke, dann gebe ich mit dem Klavier ein musikalisches Pausenzeichen, damit sich die Tanzenden wieder setzen. »Sitzen und trinken«, rief manchmal der Chef, wenn er blau war, »Geschäft ist Geschäft!« Für die Musiker folgen zwei bis drei Minuten Pause, in denen sie sich ein wenig ausruhen, sich die Beine vertreten, ein bißchen frische Luft schnappen können. Ich am Klavier aber muß leise weiterspielen. Der Chef will es so. Es darf möglichst nicht still werden im Lokal, das wäre schlecht fürs Geschäft.

Die Gesellschaft hat etwas zu feiern. Man gibt sich weltmännisch. »Champagner für alle! Und zwar vom feinsten! Und Musik! – Was ist denn das hier für ein müder Haufen!? Spielt's amal an richtigen Boogie!« Und zu mir gewandt: »Hau in die Tasten, Burschi!«

Du lieber Gott, das gibt meinen Armen den Rest! Und der größte Boogie-Woogie-Pianist war ich sowieso noch nie. Keine Zeit, darüber nachzudenken. Der Chef unterstützt sofort den Kommandoton:

»Was is, Burschen?! Hört's ihr schlecht? Wugie, Wugie für den gnädigen Herrn!« Und zum Kellner: »Champagner, aber flott!« Und wir spielen und spielen, und meine Arme werden schwerer und schwerer, und dann bricht auch noch Schlagerseligkeit aus, und alles tanzt, und Patsy wittert ihre Chance und tändelt mit einem potentiellen Freier, und in mir verschwimmt die Musik, die so gar nicht meine ist, zu etwas ganz und gar Fremdem, fast Mechanischem.

Da ist kein Platz für mich, denke ich. In Amerika müßte man sein. Dort wird etwas bewegt. Da kommt die Musik her, für die ich lebe, dort könnte ich spielen wie ich fühle, leben in Musik, die mich voranbringt, die mich trägt, leben am Puls neuer Töne. Oder in Berlin... Der Stadt, die gerade wieder zu atmen beginnt, die nach Lebendigkeit klingt, nach Neuem, jedenfalls im Radio, dem von uns ständig gehörten Sender RIAS Berlin, dem Orchester Werner Müller. Da gibt es Spannung, Kultur, Aufbruch – das wär's. Das wäre etwas anderes als Salzburg, etwas anderes als das Esplanade, etwas, das ich vorweisen könnte, auch meinen Eltern gegenüber. Darauf könnten sie stolz sein.

»Hauptsache, du verdienst dein Geld auf ehrliche Weise, Junge«, haben sie immer wieder gesagt, wenn wir über mein Leben gesprochen haben, meinen Berufswunsch, Musiker zu sein. Nie haben sie die Nase gerümpft, weil ich es bisher nur zum Barytonisten in Salzburg gebracht habe. Aber glücklich sind sie darüber bestimmt nicht. Vielleicht sogar heimlich enttäuscht.

Ewig begabt zu sein, davor habe ich Angst, begabt zu sein aber nicht begabt genug. Das geht vielleicht mit zwanzig, aber wie lange werde ich diesen »Jugendbonus« noch haben? – Volljährig, da sollte man schon ein bißchen vorangekommen sein, denke ich

nicht ohne Bitterkeit. Immerhin ist es schon vier Jahre her, seit ich mit dem Segen meiner Eltern die Schule und mein Zuhause für die Musik verlassen habe. Das Herz voller Ideale. Vier Jahre, und immer noch nicht wirklich weiter. Das beschämt. Noch habe ich im Leben nichts bewiesen ...

Mein älterer Bruder John, von uns Joe genannt, der macht seinen Weg, um ihn braucht niemand sich Sorgen zu machen. Auf ihn kann man stolz sein, ihn kann man vorzeigen. Aber mich? Man hält zu mir, aber uneingeschränkt stolz ist man auf mich wohl kaum. Ja, Berlin, das wäre schon etwas anderes ...

»There Will Never Be Another You« bringt mich kurzzeitig auf andere Gedanken. Doch die Gesellschaft fordert »Die Beine von Dolores«, einen neuen Schlager, der gerade ein Riesenerfolg geworden ist. Man muß einfach auf dem laufenden sein. Wer zahlt, befiehlt.

»Ein bißchen wie eine lebende Music Box«, denke ich und schmalze das schönste »Dolores«, dessen ich nach mehr als neun Stunden Singen und Spielen noch fähig bin. Alles nicht so ernst nehmen, mich treiben lassen, die Feste feiern, wie sie fallen. Vielleicht wird der neue Anzug, den ich beim Schneider bestellt habe, mir ja Glück bringen. Ein wunderschöner Einreihler aus mitternachtsblauem englischem Kammgarn mit doppelreihiger weinroter Schalkragenweste, der Meter Stoff zu 320 Schilling. Das ist viel Geld, aber eine Investition in die Zukunft. Schließlich muß ich auf der Bühne etwas hermachen, auch optisch. Das ist ungeheuer wichtig in diesem Beruf. Mein Geburtstagsgeschenk an mich selbst. Das spare ich mir vom Mund ab. Und es wird sich lohnen: Ja bestimmt. Mit dem neuen Anzug wird's auch für mich einen Schritt weitergehen!

Ich lasse mich von der allgemeinen Fröhlichkeit anstecken. Was soll's? Mir geht's doch gut! Immerhin kann ich mir als Musiker mein Geld verdienen, muß keine Kisten schleppen oder Autos betanken wie andere, mit denen ich früher musiziert habe ... Das ist doch schon was! Und wir gelten immerhin bei Insidern als beste Band von Salzburg. Die Jugend geht ins »Esplanade«. Man will uns spielen hören. Unser Repertoire ist weit gefächert, von Stimmungsliedern aller Schattierungen über Operetten- und Musicalmelodien bis hin zu jener Musik, an der unser aller Herz hängt: die

Musik einer neuen Zeit, die großen Songs aus Amerika, Gershwin, Sinatra, Swinging music, Jazz. Ich gerate ins Schwärmen.

»Die Beine von Dolores«, der letzte Refrain. Zum Glück. Ist überhaupt nicht mein Ding. Jetzt noch der hohe Ton. – Irgendwie klappt auch der noch. Der Laden jöhlt. Die Amerikaner sind gegangen. Ich kann's verstehen.

Einer der Schieber, ein junger, glatzköpfiger, etwas snobistisch wirkender Mann hat Patsy fest im Arm. Ich lächle ihr zu, weiß nicht recht, was ich davon halten soll. Ich bin nicht in sie verliebt, aber ich bin um sie besorgt, würde sie gern beschützen vor so einer Welt, der ich noch nicht einmal selbst wirklich gewachsen bin. Jugendliche Liebhaberphantasien. Auch aus Amerika, aus dem Kino. Der Held, der den Drachen tötet und die Prinzessin errettet, das war schon als Kind einer meiner Lieblingsträume. Doch in dieser Zeit haben es Ideale schwer, denke ich mir. Alles ist im Umbruch, im Aufruhr, Werte werden für nichtig erklärt und neu geformt. Orientierung fällt schwer.

Uns gehört die Zukunft, ein Satz, an den ich manchmal sogar glaube. Das eigene Leben in die Hand nehmen, auch so eine leere Phrase. Eine Gratwanderung zwischen Chance und Versagen, auf der ich manchmal auszugleiten drohe.

»In München steht ein Hofbräuhaus« grölen die angeheiterten Gäste. Auch das noch. Aber warum eigentlich nicht? Wir stimmen ein. München, das wäre auch mal eine Reise wert. Jazzkeller, Musiklokale, das Oktoberfest läuft doch gerade ... Da war ich noch nie.

Mensch, das wäre doch ein Rahmen für meinen Geburtstag! Am Donnerstagabend ist Ruhetag. Wir könnten am Nachmittag nach München fahren, aufs Oktoberfest gehen und nachts noch in die Jazzschuppen, in meinen Geburtstag hineineiern, vielleicht bei einer Jam-Session in einem der verrückten Clubs, ein wenig einsteigen, jazziert mit Münchener Musikern. Am Freitag könnten wir dann rechtzeitig zurücksein, um im Esplanade zu spielen.

Kurze Musikpause. Die Herrschaften protestieren. Ich zünde mir trotzdem noch eine Zigarette an. Mein Kopf dröhnt, meine Arme scheinen aus Blei zu sein. Nie wieder kann ich mit diesen geschwellenen Fingern Klavier spielen, denke ich und weiß, daß ich es doch kann. Buddy nimmt mich beiseite, spricht aus, was ich gerade gedacht hatte:

»München, Oktoberfest! – Das wäre eine Gaudi!« Ich bin sofort dabei. Klaus Behmel, unser Gitarrist, auch. Aber wovon sollen wir das bezahlen? Der Teller kann uns diesen Wunsch heute nicht erfüllen. Mal sehen... Ich fühle mich seltsam aufgekratzt. Wie meistens zuviel getrunken, zuviel geraucht, zu lange gespielt. Der Punkt bleierner Müdigkeit ist überschritten. Die Finger werden noch einmal auf die Tasten gezwungen. Zur eigenen Motivation »Blues in B«. – Es geht doch, und wir lassen's richtig swingen!

Der Champagner ist geleert, die Gesellschaft will zahlen. Bestimmt kostet das mehr als mein ganzer Anzug. Der Glatzkopf hat Patsy fest im Arm. Man ist sich offenbar einig geworden. Eine alltägliche Sache. Ich zwinge mich, nicht darüber nachzudenken. Wir verabschieden sie mit »Ich hab mich so an dich gewöhnt«.

Der Glatzkopf kommt demonstrativ auf mich zu, den Arm fest um Patsy gelegt. Ein kurzer, ratloser Blick, verstohlen am Glatzkopf vorbei. Die Traurigkeit in ihrem lächelnden Gesicht macht mich betroffen. Jeder einzelne Freier ist für sie noch eine Selbstüberwindung, teuer erkauft gegen die eigene Selbstachtung. Leere in ihren Augen. – »Ich hab mich so an dich gewöhnt, hab mich so sehr an dich gewöhnt, an die Art, wie du beim Küssen deine Augen schließt...«, zwingt der Refrain mich ausweglos weiter. Kurzes, aber heftiges Versagergefühl. Als Mann, nicht als Musiker. Das kratzt am Ego. Was ist das nur für eine Welt?

Der Glatzkopf grinst mich an. Nicht böse, nur gönnerhaft. Ein Schein wandert auf unseren Teller. Deutlich sichtbar, schließlich will man zeigen, was man hat. Wir trauen unseren Augen kaum: 1000 Schilling! Das sind 250 für jeden von uns! Buddy, Klaus und ich sehen uns an: Das ist die Fahrt nach München! Hurra!

Während wir einpacken, schmieden wir eifrig Pläne. Selbst unser Chef scheint mit dem Abend zufrieden zu sein. Er besteht nicht auf dem üblichen »Granada«, seinem Lieblingslied, das wir an fast jedem Morgen nach getaner Arbeit noch für ihn spielen müssen. Heute läßt er uns einfach so ziehen.



## Neutralität

Wir treten hinaus auf die Straße, die in fast vollkommener Dunkelheit vor uns liegt. Nur spärlich brennt da und dort eine schwache Straßenlaterne. Der Mond ist bereits untergegangen. Eine trübe Nacht. Kein Stern am Himmel. Es ist kühl. Immer noch regnet es leicht, wie seit Tagen. Der sprichwörtliche Salzburger Schnürregen, der jetzt, Ende September, besonders in die Kleidung und in die Seele kriecht.

Am Horizont hinter dem Gaisberg ein blau-silberner Schein, der bereits den neuen Tag erahnen läßt. Plötzliche Stille, die irritiert und befreit. Stille, gegen die ich nicht anspielen muß, die ich atmen, in der ich mich frei bewegen kann, die mir Raum gibt für meine Phantasie. Meistens fällt es schwer, sie zu ertragen nach einer durchspielten Nacht. Plötzliche Leere, die fast schmerzt. Das hält der aufgekratzte Kopf nicht aus. Dann lieber noch ins »Maxi«, ein Frühlokal, in dem wir an fast jedem Morgen eine Kleinigkeit essen, bevor wir schlafengehen. Noch unter Menschen sein, Gespräche, Lebendigkeit, nicht auf sich selbst zurückgeworfen sein. Langsam entspannen.

Heute hat dazu keiner von uns Lust. »Nichts wie nach Hause«, beschließen wir. Schließlich wollen wir so früh wie möglich los.

Die Straße ist fast menschenleer, wie immer um diese Zeit. Rund um den Bahnhof und das »Esplanade« ist die Zerstörung noch allgegenwärtig. Der Bahnhof selbst nur provisorisch instand gesetzt, wie vieles in dieser Zeit. Vereinzelt Reisende mit Koffern in ihren Händen. Die ersten Frühzüge gehen bald. Da und dort ein Radfahrer, kaum Autos zu dieser frühen Stunde zwischen den Tagen. Zu spät für die Nachtschwärmer und zu früh für die Frühaufsteher.

Die ersten Blätter des Herbstes sind schon gefallen. Feucht vom Regen. Wir sprechen nicht viel, hängen unseren Gedanken nach. Rauszukommen, das wird mir guttun. Wenigstens für einen Tag. Neue Eindrücke, das ist wichtig.

Wir überqueren die Lehener Brücke mit ihrem Stahlgeländer und den feingliedrigen Jugendstilornamenten. Vor uns liegt Salz-

burg-Lehen. Eine ganz andere Welt. Auch hier überall Baustellen. Riesige Wohnsilos sollen entstehen. Man nennt das »sozialer Wohnungsbau«. Nicht sehr einladend. Manche Häuser sind beschädigt, nicht unbedingt vom Krieg, der hier nicht sein gewalttätigstes Gesicht gezeigt hat. Der Verfall der Zeit. Schutt am Straßenrand, grau in grau, manche Fenster mit Pappe verklebt, schlechte Straßen.

Ein Zeitungsjunge kommt uns auf einem Fahrrad entgegen. Wir kaufen ihm die Morgenzeitung ab.

Ein Land wird unabhängig, das beherrschende Thema. Vor wenigen Monaten wurde der Staatsvertrag geschlossen. Neue Verantwortung, neue Möglichkeiten. Ein Drahtseilakt. Selbständigkeit bedeutet auch, auf sich allein gestellt zu sein, gemessen zu werden, sich beweisen zu müssen, seinen eigenen Weg zu finden.

Die Illusion der Geradlinigkeit entlarvt sich schnell. Auch in der Politik. Nicht nur Diplomatie, Verträge, das große Parkett. Ohne Leopold Figls Trinkfestigkeit beim Staatsbesuch in Moskau wäre es nicht gegangen, munkelt man über unseren Außenminister.

Es gibt keine vorgezeichneten Wege, das habe auch ich in den vier Jahren seit meinem Weggang von zu Hause gelernt. Das hatte ich mir anders vorgestellt. Eine harte Schule. Wie auch die Freiheit, die gelebt werden muß. »Es gibt keine Freiheit als solche. Sie muß definiert, mit Sinn gefüllt und Tag für Tag unter Beweis gestellt werden. Freiheit ist eine Haltung, kein Selbstläufer«, das hatte mein Vater immer wieder betont. Erfahrungen, auch aus der Naivität seiner jungen Jahre. Gehört habe ich es oft, begriffen erst in der letzten Zeit. – Erwachsenwerden ...

Nun also wird Österreich frei. Wir haben alle gefeiert, aber ob »immerwährende Neutralität« das richtige Aushängeschild für ein Land ist? Sich aus allem herauszuhalten und nur sein eigenes Süppchen zu kochen, scheint mir feige zu sein und unausgegoren, wenig dazu geeignet, Profil zu zeigen. Gerade in Zeiten wie diesen, gerade jetzt, da es diese Chance bekommt. Nicht noch einmal Spielball der anderen sein. Sich nicht noch einmal zu verstecken suchen vor der Gewalttätigkeit der Geschichte in vermeintlicher Machtlosigkeit. Nicht noch einmal den Weg des geringsten Widerstandes gehen, sondern aufstehen und Stellung beziehen, für

das Gute eintreten, das scheint mir der Weg zu sein, den ein freies Land gehen sollte. Jugendlicher Heißsporn.

»Haltung beziehen, darauf kommt es an im Leben«, beginne ich eine Diskussion. »Immerwährende Neutralität«, was heißt denn das? – »Immerwährende Feigheit« vielleicht? Auf der richtigen Seite stehen. Auf der Seite des Guten. Und wenn es nötig ist, auch bereit sein zu kämpfen, anzuecken, für die Sache einzutreten, für die man steht. Nur so kann man sich Achtung erwerben und Profil.«

Der romantisch-naive Träumer in mir schlägt wieder einmal wilde Purzelbäume, auch gegen die Machtlosigkeit, die ich in meinem Leben täglich erfahre. Die wirkliche Freiheit, die wird einem nicht verliehen, die muß man sich erkämpfen, das habe ich bereits gelernt. Freiheit ist immer auch ein Stück weit Kampf um das eigene Gesicht, um Anerkennung, um den eigenen Weg, denke ich angesichts meines eigenen Lebens. Die Autonomie muß erkämpft und unter Beweis gestellt werden.

Bruno Geiger, unser Bassist, sieht das ganz anders. Er ist der mit Abstand solideste von uns vieren. Im Hauptberuf macht er irgendwas mit Versicherungen. Was genau, weiß ich nicht. Er hat's mir mehrmals erklärt. Vergebliche Liebesmüh. Ist einfach nicht meine Welt. Er, der sonst stets freundlich und zurückhaltend, möglichst immer charmant und höflich ist, gerät bei meinen Worten in Rage. Seine ohnehin schon etwas rötliche Gesichtsfarbe verfärbt sich dunkelrot und tritt in einen sehenswerten Kontrast mit seinen roten Haaren:

»Neutralität, das ist doch das einzige, was zählt!« ereifert er sich. »Österreich muß unabhängig bleiben, für alle Zeiten! Nie wieder dürfen wir uns einem Militärbündnis anschließen! Hast du denn nicht gesehen, wohin das führt!? Du hast das doch miterlebt! Das Bekenntnis dieses Landes muß der Frieden sein, die Diplomatie, die Unbestechlichkeit. Nur so können wir ein Vorbild sein. Das ist die einzig sichere Rolle für dieses Land, die einzige Lehre, die wir aus der jüngsten Geschichte ziehen können. Unsere einzige Chance.«

»Sicherheit, Sicherheit...«, höhne ich, um ihn zu provozieren. »Es muß doch schließlich auch noch etwas anderes geben als deine Polizzen! Man kann sich doch nicht gegen alles versichern im

Leben! Das ist doch feige! Was haben denn die Amerikaner gemacht!? – Die sind aufgestanden und haben gesagt: ›So geht's nicht!‹ und haben für die Sache gekämpft! Was, wenn sie das nicht getan hätten?«

»Woher willst du denn wissen, was richtig und was falsch ist, wofür es sich zu kämpfen lohnt?« gibt Bruno zurück. »Die Menschen sind doch verführbar! Nein, nein: Neutralität. Nur so geht's! Nur so können wir ein Sicherheitsfaktor sein. Nur so kann man uns trauen. Neutralität, das ist unsere Freiheit! Wer das in diesen Zeiten nicht erkennt, ist blind – oder schlimmeres!«

Klaus Behmel, unser Gitarrist, der einzige Akademiker unter uns, Chemiestudent in Graz, ist die Diskussion sichtlich leid und bleibt schweigend einige Schritte zurück. Wahrscheinlich hat er solche Diskussionen an der Uni schon so oft miterlebt, daß er sie nicht mehr hören kann. Es ist das beherrschende politische Thema der Zeit. Er blickt erschreckt auf, als er den scharfen Ton hört, der einen handfesten Streit zwischen Bruno und mir nach sich ziehen könnte.

Buddy, der bis jetzt ebenfalls geschwiegen hatte, versucht mit Hilfe seiner natürlichen Autorität als der älteste von uns allen zu vermitteln. Mit Bestimmtheit fällt er mir ins Wort und wechselt das Thema:

»Schluß jetzt mit dem kindischen Blödsinn! Seid's ganz deppert? Wir machen keine Politik, wir machen Musik, und streiten werden wir uns deshalb bestimmt nicht! In ein paar Stunden geht's nach München: Oktoberfest, Bier, Weiber! Vielleicht reißen wir was auf! Und irgendwo gibt's Jazzmusik, Freunde! Ich will jetzt wirklich nichts mehr hören! Sagt's mir lieber: Wie lassen wir's morgen an Udos Geburtstag so richtig krachen? Das ist die Frage, die die Menschheit bewegt!«

Recht hat er! Sofort entspinnt sich eine lebhaftige Diskussion um all die wunderbaren leiblichen und musikalischen Genüsse, die uns in München erwarten. Nur Bruno kommt nicht mit. Er hat keinen Spaß an Festen und Trubel und Streß. Er trinkt nie, raucht nicht, geht fast immer schon nach Hause, wenn wir drei anderen noch irgendwo durch die Lokale ziehen, möchte sich einfach nur ausruhen, den freien Tag nutzen, um endlich mal wieder auszuschlafen. Niemand nimmt es ihm übel.

Der Regen ist wieder stärker geworden. Ich ziehe die Jacke fester um mich. Eingehängt gehen wir vier weiter. Gleich sind wir da. Man riecht bereits die Tankstelle, eine kleine, behelfsmäßige Hütte mit Zapfsäulen, direkt vor unserem Fenster. Wenn wir bei offenem Fenster schlafen und das Pech haben, daß der Auspuff eines tankenden Lastwagens auf unser Fenster gerichtet ist, kommt es vor, daß er uns beim Anstarten und Wegfahren eine Dieselwolke durch das Fenster stößt, so daß der Vorhang in das Zimmer geweht wird. Dann ist erst mal minutenlanges gemeinsames Handtuchwedeln und Lüften angesagt. Aber bei geschlossenem Fenster zu schlafen, zu viert in dem kleinen Raum, ist auch nicht gerade angenehm. Das offene Fenster ist ein bißchen wie ein Lotteriespiel, aber wir versuchen es immer wieder. Die Hoffnung auf das kleine Glück des Alltags.

Unsere Gemeinschaftsbude liegt im Hochparterre eines alten Hauses in einer dunklen, unwirtschaftlichen Seitenstraße, in die sich sicher noch nie ein Tourist verirrt hat. Ein länglicher, schmaler Raum. An jeder Wand zwei Betten, dazwischen ein schmaler Gang. Das Fenster direkt auf die Tankstelle hin, davor ein kleiner Tisch und ein Stuhl. Das Treppenhaus heruntergekommen. Ausgetretene Stufen. Geruch nach Bohnerwachs und Speißigkeit.

Ebenerdig auf der rechten Seite die Hausmeisterwohnung, links die Tür zu unserem Zimmer. Dazwischen in einer Nische des Treppenhauses ein kleines Kaltwasserbecken, offen, vor keinerlei Blicken geschützt, unsere einzige Waschmöglichkeit, daneben die Tür zur Toilette. Die Miete von 600 Schilling monatlich, 150 Schilling für jeden von uns, ist erschwinglich. »Nächstes Jahr, wenn der Chef uns wiederhaben will, fordern wir aber mehr Gage. Und dann wohnen wir besser«, hatten wir uns gegenseitig schon oft versichert. Doch letztendlich ist es uns allen nicht so wichtig. Es sind ja auch nur ein paar Wochen, und wir kommen fast nur zum Schlafen hierher. Wir sind nur für die Festspielsaison engagiert, konnten gerade noch um drei Wochen verlängern, für mich unverzichtbar, damit ich mir den Anzug leisten kann. Danach wird man weitersehen.

An vier quer über den Raum gespannten Wäscheleinen hängen an Kleiderbügeln all unsere Habseligkeiten. Für einen Schrank ist kein Platz im Zimmer. Ein gewöhnungsbedürftiger Anblick. Zwei Pullover, vier Hemden, einige Unterhosen, einige Paar Socken auf

meiner Leine. Meine graue Alltagshose ist auch schon nicht mehr die beste, stelle ich bei ihrem Anblick wieder mal fest. Aber es kommt im Leben nicht auf die Hose an, sondern auf das Herz, das in ihr schlägt, hatte mein Vater immer wieder gesagt. Hose hin oder her, der Bühnenanzug ist einfach wichtiger. Vielleicht bekomme ich von meinen Eltern ja Kleidung zum Geburtstag geschenkt. Sie brauche ich eigentlich am dringendsten.

Buddy geht als erster ans Waschbecken, beschließen wir, Klaus als zweiter, dann ich und zuletzt Bruno, der ja morgen ausschlafen kann. Mit Schwamm und Lappen müssen wir uns notdürftig waschen. Wenn jemand kommt, schnell ein Handtuch umbinden, ins Zimmer laufen. Privatsphäre gibt es nicht. Aber zu den Zeiten, da wir nach Hause kommen, läuft kaum jemand durchs Haus. Und wenn wir nachmittags aufstehen, ist man hier bei der Arbeit. So haben wir einigermaßen Ruhe. Der letzte wischt den Fußboden auf. Wir wechseln uns ab.

Meinen Eltern habe ich unsere Unterkunft natürlich ein wenig anders beschrieben. Für sie wohnen wir in einer kleinen, bescheidenen, sauberen Wohnung. Ein Zimmer für jeden. Selbstverständlich mit Bad. Und mit einer »Hausfrau«, einer Vermieterin, die zweimal pro Woche nach dem Rechten sieht. Zu wissen, wie ich wirklich wohne, möchte ich ihnen nicht zumuten. Ich will auch nicht ihre sorgenvollen Blicke spüren. Vor allem das nicht. Die Zeiten, da man mich als Muttersöhnchen vor allem beschützen mußte, besonders vor der Wirklichkeit, sind endgültig vorbei, habe ich beschlossen.

Ich kann nicht mehr, wasche mich notdürftig, falle ins Bett, schlafe sofort ein. Träume von Dolores' Beinen, hundertmal hintereinander verlangt und besungen, von Händen, denen die Tasten plötzlich fremd geworden sind, die die Töne nicht mehr finden, meiner Stimme, die unkontrollierbar geworden ist. Ich spüre den Schweiß auf der Stirn, den Puls in den strapazierten Armen. Nur weg hier!

Ich breite die Arme aus, hebe mich wie ein Vogel vom Klavier in die Luft, kann plötzlich fliegen, bin ganz weit weg, unerreichbar. Nie gehörte Klänge. Wilde Akkorde. Das müßte man aufschreiben können. Ich bin zu müde. Kann jetzt nicht denken. Grelles Licht. Scheinwerfer. Eine große Bühne. Ein großes Orchester, davor ein

großes, schwarzes Klavier. Ein bißchen wie ein Sarg. Die Angst meiner Kindheit. Ich muß da jetzt raus, auf diese Bühne, an dieses Klavier, muß es bezwingen. Ein Schrei aus tausend Kehlen. Ich kann es! Bin ganz bei mir. Jetzt gelingt mir einfach alles. Schweben in eigenen Harmonien. Verstanden werden, geliebt werden, tausendfach. Ja! Das ist es! Am Ziel sein und doch nicht verweilen. Auf zu neuen Klängen! Im Rhythmus des eigenen Herzschlags. Mein Puls bestimmt die Zeit. – »Es ist Zeit!« – »Es ist Zeit!« – Energisch rüttelt Buddy mich wach:

»He! Aufstehen! Es ist Zeit! Schon nach 12! München wartet!«

## Die Nacht von München

München. Nach fünf Stunden Fahrt über die ramponierte, holprige Autobahn endlich am Ziel. Immer noch sind Brücken und Verbindungsstücke zerstört, zwingen uns, auf die alte Wasserburger Landstraße auszuweichen. Überall Baustellen. Dichter Verkehr. Die Menschen sind unterwegs wie noch nie. Mobilität ist wichtig geworden, auch für mich. Das Auto muß ich auch noch abbezahlen, denke ich. Ein alter, dunkelgrüner, gebrauchter VW-Käfer. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich mir von meinem Vater Geld geliehen. 5000 Schilling, ein unvorstellbarer Betrag, den ich nun in Monatsraten abstottere.

Der Regen hat sich verzogen. Die Sonne strahlt. Ein herrlicher Spätsommertag. Im Autoradio unser Lieblingssender RIAS Berlin. – »Rundfunk im amerikanischen Sektor«. Auf Langwelle bis weit über die Zonengrenzen hinaus zu hören. Eigenproduktionen mit dem Orchester Werner Müller. Was für ein Orchester! Dort müßte man mal spielen! Guter Empfang. Heute ist mein Glückstag!

In Schwabing mieten wir uns in einer kleinen, billigen Pension ein. Ein Dreibettzimmer. Buddy hat das irgendwie günstig organisiert. »Sofort auf die Wies'n«, beschließen wir.

Lärm, Buden, Geruch nach gebratenen Hähnchen, Zucker-

watte, Bratwurst, Brezen, Lebkuchen. »Wahnsinn, diese Menschen«, staunen wir angesichts der Massen. Ein Riesenrad, Blick über die ganze Stadt, Baustellen, wohin man schaut. Auch Luxus Häuser werden gebaut. Es geht aufwärts! »Aufschwung« heißt das neue Zauberwort, das aus der Tristesse wieder bunte Hoffnung macht.

Wieder auf dem Boden. Schießbuden, eine Geisterbahn. Gruseln für die Kleinsten mit garantiertem Happy-End. Eine Märchenwelt. Schön, daß diesen Kindern das wirkliche Grauen, das wir alle erlebt haben, erspart bleibt! Hoffentlich für immer.

Wir lassen uns treiben, fröhlich im Strom der Masse. An gar nichts denken. Staunen wie ein Kind. Einfach genießen. Vielleicht auch Dummheiten machen. Mal unbeschwert sein.

Irgendwo eine Bratwurst mit Sauerkraut an einem Stand. »Bestimmt hab ich noch nie in meinem ganzen Leben eine so gute Bratwurst gegessen«, übertreibe ich meine Begeisterung sofort. Dann ins Zelt. Das »Augustiner« soll das älteste und traditionsreichste sein, hat man uns gesagt. Nichts wie hin!

Das Zelt ist überfüllt. Menschen, wohin man blickt. 6000 Plätze soll es hier geben. So eine Menge habe ich noch nie gesehen. In der Mitte ein Podium. Großes Blasorchester in Lederhosen. Stimmungsmusik. Die Leute singen die Refrains mit. Gesang aus tausend Kehlen. Ein unglaublicher Klang. Die gemeinsame Stimme einer großen Menge ergänzt sich immer zu einem harmonischen Ganzen, auch wenn jeder einzelne den Ton verfehlt. Eine beeindruckende Erfahrung.

»Da, da drüben! Da ist was frei«, ruft Buddy uns zu und rennt los. Wir hinterher. »Ein Prosit der Gemütlichkeit«. Tausende Liter Bier rinnen durch die Kehlen. Wir bestellen für jeden von uns eine Maß. Und Rettich, »Radi«, wie man hier sagt. Später Brathähnchen. Heute lassen wir's uns gutgehen. Lärm. Gespräche sind kaum möglich. Eine merkwürdige, lebendig-berauschende Atmosphäre. Ich lasse mich von der Stimmung tragen. Selbst die sehr bodenständige Musik macht mir Spaß. Hier paßt sie hin.

Kurz vor zehn. Die Musik hört auf zu spielen, und es heißt »Aus-trinken«. Wir können doch jetzt nicht gehen! Kommt gar nicht in Frage! Das »Hippodrom« soll als einziges Zelt noch geöffnet sein. Natürlich ist es überfüllt. In der Mitte ein Rondell mit Pferden, auf



denen die meist schon angetrunkenen Gäste zur Belustigung des Publikums gegen Bezahlung reiten können. Es wirkt schon ein wenig bizarr. »Hat was von Kafka«, bringt Klaus meine Gefühle auf den Punkt. Um das Rondell herum die Bänke und Tische. Es wirkt ein bißchen wie ein Theater, in dem Darsteller und Publikum eins werden, ununterscheidbar. Selbstdarsteller finden ihr Parkett. Andere sehen nur zu. Das ewige Spiel des Lebens. Ein Hauch von Zirkus, gemischt mit fast ein wenig Eleganz. Volksfest und Varieté.

Nach einer Weile ratlosen Wartens und Staunens finden wir einen Platz. Hier wird nicht nur Bier, sondern auch Wein und anderes getrunken. Die Musik nicht ganz so derb wie in den Bierzelten. Die letzten Minuten meines zwanzigsten Lebensjahrs. Stillschweigend sparen wir uns den Sekt. Daß wir uns den nicht leisten können, ist uns allen klar. Ist auch nicht wichtig.

Uhrenvergleich. Noch ein paar Sekunden. Seltsame Spannung in mir. Ich würde den Moment gern festhalten, das neue Lebensjahr mit würdigen Gedanken zur Volljährigkeit willkommen heißen. Natürlich fällt mir nichts Würdiges ein. Die Sekunden verrinnen. Buddy erhebt sein Glas.

Ein Tusch im Orchester. Wir starren uns entgeistert an. Nein, wir haben uns nicht verhöhrt. Das Orchester spielt tatsächlich »Happy Birthday«! Einen Augenblick lang können wir es kaum fassen, vergessen fast anzustoßen. Doch das Gegröle an einem der anderen Tische klärt uns auf: Eine andere Geburtstagsrunde hat sich diesen musikalischen Gruß etwas kosten lassen. Wie viele von den Tausenden Leuten hier mögen in diesem Augenblick wohl auch ihren Geburtstag feiern, frage ich mich. Ich nehme das Ständchen gern auch für mich in Anspruch und werte es als ein gutes Omen.

»Auf dich und auf deine Zukunft!« prostet Klaus mir zu. »Wenn's einer schafft, dann bist es du!« Wir liegen uns in den Armen. Aufgedreht und trotzdem seltsam ruhig malen wir uns gemeinsam eine großartige Zukunft für mich aus: Große, weite Welt, und ich bezwinde sie. – Träume ... »Wenn nur das nächste Engagement mir meinen Anzug wieder einbringt«, sind die viel näherliegenden Wünsche.

Um eins schließt auch das »Hippodrom«. Mir schwirrt der Kopf, auch von der sehr vordergründigen, lauten, oft banalen Mu-

sik. »Jetzt müssen wir aber noch richtige Musik hören! Auf in die Clubs!«

Die Münchener Szene hat sich auch in Salzburg herumgesprochen. Man muß entweder ins neu eröffnete »P1«, den Superschuppen für junge Leute in der Prinzregentenstraße oder in den »Hotclub«. Ins »Studio 15«, das wäre die Krönung! – Freddie Brocksieper, den Gentleman-Drummer der Münchener Jazz-Szene spielen hören. Aber ob wir da reinkommen? Drei Lokale sind zuviel. Das wird zu spät und zu teuer. »Also zwei schaffen wir noch«, gibt Klaus sich sicher. Der »Hotclub« und das »Studio 15« liegen beide in Schwabing. Nicht weit weg von unserer Pension. Das könnte klappen. Also auf nach Schwabing und rein ins Vergnügen!

Schon auf der Treppe nach unten zum »Hotclub«, der in einem Kellergewölbe liegt, begegnen uns seltsame Gestalten. »Existentialisten« flüstert Buddy mir zu, der damit mal wieder seine Kenntnis der Szene und ihrer Terminologie unter Beweis stellt.

Kurz noch die Haare gestylt. Mit viel Liebe und Gel habe ich vor unserem Aufbruch zur »Wies'n« meine Haare gescheitelt und zur Tolle getürmt. Jetzt droht sie sich aufzulösen. Mit dem Kamm, der für solche Zwecke immer in meiner hinteren Hosentasche steckt, bringe ich das wieder in Ordnung. Ein letzter Blick in den Spiegel. »Bist schon schön genug«, zieht Klaus mich lachend auf. Los geht's!

Der Laden ist voll. Sich exzentrisch gebende Menschen. Viele schwarzgekleidet. Blasierte Blicke. Blasse Gesichter. Schöne Frauen, auffallend zurechtgemacht. Offenes, ungebändigtes Haar, das beim Tanzen wild umhergewirbelt wird. Schuhe scheinen unmodern zu sein. Viele Mädchen auf der Tanzfläche sind barfuß. Ich komme mir deplaciert vor mit meinen Alltagsklamotten. Den beiden anderen scheint es ähnlich zu ergehen. Ein Hauch von Provinz – für die »große weite Welt« müssen wir noch viel lernen, denke ich mir, obwohl diese Leute nun wirklich nicht mein Vorbild sind.

Qualm von Hunderten Zigaretten. Süßlicher Geruch nach Marihuana. Man probiert sich aus. Fremd für mich, ein wenig beklemmend und doch faszinierend zu beobachten. Aufregend neu. Ganz anders als bei uns in Salzburg. Es selbst auszuprobieren, reizt keinen von uns. Ganz und gar nicht unsere Welt.

Eine englische Band spielt eine Mischung aus Rhythm and Blues und dem gerade neu aufkommenden Rock'n'Roll. Den Tanz, den ich schon lange als Jitterbug kenne, beherrsche ich gut. Ich tanze ihn oft und gern. Hier aber habe ich keine Lust zu tanzen. Nicht heute abend. Die Frauen hier sind eine Nummer zu schräg für mich. Sicher würde ich für eine Aufforderung zum Tanz nur verächtliche Blicke ernten, ein knappes »Nein, danke«, von oben herab – oder gar keine Antwort. Lieber heute nur zuschauen, einen Drink nehmen, beobachten, zuhören. Als hätte Buddy meine Gedanken erraten, lacht er. »Also das mit dem Aufreißen wird heute wohl nichts...« Natürlich nicht! Was soll's. Wir genießen den Abend auch so. Wir trinken aus und ziehen weiter zum »Studio 15«.

»Zeig deinen Ausweis, Burschi«, fordert ein breitschultriger, großer Türsteher mich freundlich-gelassen auf, fast desinteressiert. Wieder so ein Jugendlicher ohne eine müde Mark in der Tasche, der sich hier reinschleichen will.

Ich bin hoch aufgeschossen, zaundürr, schlaksig, sehe aus als wäre ich höchstens 16. Schweigend ziehe ich meinen Ausweis aus der Tasche. Der Türsteher mustert mich in meinem ganz und gar nicht szenigen Aufzug und meiner mühsam zurechtgestylten, schlurfigen Frisur müde-erstaunt. »Wo kommst denn du her? Aus Regensburg?« »Nein, aus Salzburg« antworte ich etwas schüchtern. Er weiß nichts mehr zu sagen, reicht mir den Ausweis zurück, »na, dann viel Spaß«, tritt etwas zögerlich und immer noch zweifelnd beiseite. Eigentlich ist es ihm egal. Ab Donnerstag kommen eben die Leute vom Dorf.

Das »Studio 15« ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Das Zentrum bildet die Tanzfläche und ein kleines Podium mit Platz für eine Combo. Ein schlichtes Lokal, das auch ein Café oder ein Restaurant sein könnte. Das einzig auffällige sind die großen Fenster zu einer um diese Zeit verwaisten Reitbahn, die höheren Söhnen und Töchtern tagsüber als Reitschule dient. Eine völlig andere Welt als im Hotclub. Die Atmosphäre solide. Man gibt sich weltmännisch. Ein Hauch von Understatement. Dichtes Gedränge auf der Tanzfläche. Selbstbewußtsein. Gepflegte Lässigkeit. Kaum jemand beachtet uns. Nur ein paar abschätzige Blicke. Herablassendes Schimpfen. »He, du! Kannst du nicht aufpassen?« als ich im

Gedränge einer jungen Dame im dunklen Kleid und mit zum Knoten aufgesteckten Haar wohl etwas zu nahe komme. »Diese Halbstarcken!« Ich entschuldige mich höflich. Ansonsten sind wir einfach nicht vorhanden. Es stört mich hier nicht. Die Musik ist es, für die wir gekommen sind. Die wollen wir hören.

Bei Freddie Brocksieper ist immer die erste Reihe der internationalen Jazz-Musiker zu Gast, haben wir gehört. Nach ihren Auftritten in anderen Lokalen oder in Konzerten kommt so mancher der ganz Großen oft noch hierher, um bei Freddie und seiner Combo einzusteigen. Ella Fitzgerald war schon hier, ebenso wie Oscar Peterson und Nat »King« Cole.

Mir fällt sofort die elegant-konservative Kleidung der Band auf. Alle in schwarzen Smokings. Ich denke an meinen eigenen neuen mitternachtsblauen Einreihler. Bestimmt wird er der richtige für die Bühne sein...

Wir kämpfen uns bis an die Bar durch, stehen in der zweiten Reihe, dicht an die gerade neu entstehende Generation »jung, dynamisch, erfolgreich« gedrängt, die wir auch aus Salzburg schon kennen. Studenten, Jungunternehmer, ein paar Intellektuelle.

Klaus organisiert uns unsere Drinks. Die Band spielt »Georgia On My Mind«, einen bluesigen Jazz-Klassiker. Schön gespielt, aber unaufdringlich und niemals überschwenglich. Ein Sänger singt durchaus gut, aber auch irgendwie unbeteiligt. Es entsteht keine Spannung, kein zwingender Grund, ihm zuzuhören. Kein überspringender Funke.

Eine Weile hören wir schweigend zu, dann spricht Klaus aus, was ich denke: »Das ist ja alles sehr schön, aber haut dich das vom Hocker? Kriegst du davon weiche Knie?«. Und Buddy: »Hier müßte mal einer ordentlich abjazzen, so richtig mit Herz und Bauch.« Und nach einer Pause an mich gewandt: »Hier müßtest du einsteigen, ein bißchen Wind machen!«

Ich schwärme: »Ja, das wäre herrlich! Aber hier kann ich doch nicht einsteigen! Hier kennt mich doch keiner! Da könnte ja jeder kommen...«

Doch Buddy läßt diese Einwände nicht gelten. »Ich mach das schon.« Ehe ich noch etwas sagen kann, kämpft er sich durch die Menge Richtung Podium. Dort wartet er die nächste Musikpause ab und spricht Freddie Brocksieper an seinem Schlagzeug an. Ich

sehe nicht sofort Kopfschütteln. Buddy zeigt auf mich. Freddie folgt mühsam der Richtung seiner Geste. Sie reden weiter. Buddy nickt. Freddie nickt. Ich kann kaum erwarten zu hören, was besprochen wurde.

Die Band setzt wieder ein. Buddy bahnt sich seinen Weg zurück. Über das ganze Gesicht strahlend verkündet er schließlich: »Du sollst erst mal die nächste Pausenmusik spielen. Dann sieht man weiter.«

Er ist vollkommen sicher, daß meine Pausenmusik Freddie Brocksieper überzeugen wird. Ich weiß im Grunde auch, daß ich es kann. Am Klavier verfliegt mein Gefühl der Unzulänglichkeit meist schnell. Trotzdem bin ich nervös, als ich mich gemeinsam mit Buddy und Klaus durch die Menge kämpfe.

Die Band spielt »How High The Moon«. Wir sind in Sichtweite. Buddy nickt Freddie Brocksieper zu, zeigt auf mich. Brocksieper nickt kurz zurück. Die letzten Takte. Mein Herz klopft bis zum Hals. Schlußakkord.

Die Musiker erheben sich, verlassen das Podium. Brocksieper weist, an mich gewandt, mit einladender Geste auf das Klavier, entfernt sich Richtung Bar. Buddy schubst mich sanft, ich gehe, setze mich. Leichte Irritation im Publikum. »Wer ist denn das?«

Ich höre es wie aus weiter Ferne.

Kurz durchatmen. Berühre die Tasten, fühle mich sofort sicher, lausche. Ein herrlicher Flügel, wunderbar gestimmt. Die Töne sind meine Freunde. Ich erwecke sie zum Leben, forme sie, lasse sie tanzen, verbinde sie zu Harmonien, löse sie wieder auf, gestalte etwas Neues. Heute geht es mir leicht von der Hand. Die teilnahmslose Nähe der Menschen inspiriert mich, macht mich sensibel.

Man horcht schon auf. Ein kurzer Blick zu Brocksieper, der scheinbar desinteressiert an der Bar steht. Doch ich spüre die aufmerksame Spannung auch in seinem Rücken. Nach einer besonders geglückten Passage mit einer etwas extremen Harmonienfolge blickt er erstaunt in meine Richtung. Klaus und Buddy strahlen mich an. Noch ein paar Takte. Brocksieper dreht sich um und nickt. »Okay!«

»C Jam Blues«, kündigt Brocksieper kurz an, nachdem er und seine Musiker wieder auf dem Podium platzgenommen haben.

Herrlich! Ein zwölftaktiger Blues mit einem simplen Thema, über das jeder einzelne Musiker improvisiert. Hier kann man sich warmspielen, zeigen, was man draufhat. An mich gewandt: »Spiel vier Takte Einleitung«. Freiheit! Hochkonzentriert in kraftvollen, ungewöhnlichen Harmonien zum Thema. Die Band greift mein Spiel auf, unterstützt es, spiegelt meine Interpretation. Spiele den ersten Chorus in der üblichen Art der Singlenoten. »Denen allen hier zeig' ich's!« Brocksieper ermuntert mich weiterzumachen, feuert mich an. Ich gehe zu aggressiven Akkorden und Blockharmonien über. Bin ganz in meinem Element. Schwitze. Daß die Tolle sich wieder mal auflöst, spielt keine Rolle mehr. Der Funke springt über. Grenzen verwischen. Die Atmosphäre im Lokal ändert sich mit einemmal. Keine Fremdheit mehr, keine Sprachlosigkeit. Alles hört zu, swingt mit. Alles drängt sich um mein Klavier. Man atmet in meinen Tönen. Ich lebe! Ich spiele!

Riesenapplaus. Brocksieper weist auf mich, fragt Buddy, wie ich heiße, stellt mich vor. Ich verneige mich, will gehen.

»Komm, bleib, spiel noch einen«, fordert Brocksieper mich auf. »Sag, was du spielen willst.« Ich lasse mich nicht lange bitten. Meine Wahl: »All Of Me«. B-Dur. « Die Nummer habe ich perfekt für mich arrangiert. Ein absoluter Abräumer.

»All of me, why not take all of me« singe ich und stoße den Rhythmus im Shuffle-Beat, den Freddie Brocksieper und die anderen sofort übernehmen, hart in die Tasten. »Jetzt lasse ich es krachen!« Mit der richtigen Mischung aus Alkohol, der enthemmt, und der konzentrierten Anspannung, die nötig ist, um gut zu sein, improvisiere ich, drücke den Harmonien meinen Stempel auf, binde sie fest, lasse sie frei, die Töne fliegen, ich schwebe, treibe, fühle mich unbesiegbar, bin ganz bei mir selbst, verloren in mir wie selten in meinem Leben.

Ich füge einen Scat-Vocal-Teil ein, die Menschen umringen das Klavier. Niemanden hält es auf den Stühlen. Alles steht, lauscht, lebt in unserem Beat. »Vier – vier!« rufe ich Brocksieper zu. Jetzt habe ich den Mut, total die Initiative zu übernehmen. Der versteht sofort: Vier Takte Klaviersolo wechseln sich mit vier Takten Schlagzeugsolo ab. Das Publikum klatscht mit und bricht alle vier Takte in Jubel aus. Ich spüre die unbezwingbare Macht der Töne, die Kraft der Musik, die mich stark macht.

Ja, es war richtig, diesen Beruf zu ergreifen! Ja, ich werde die großen Bühnen erreichen, werde in Berlin singen! In Hamburg, in Wien, in Paris – überall, wo man Musik hört! Ich weiß es, fühle es mit jeder Faser meines Herzens und meines völlig verausgabten Körpers. Ich blicke in strahlende, bewegte Gesichter. Die Menschen haben sich verändert, haben ihre vornehme Steifheit verloren, sind erreichbar geworden. Offenheit in ihrem Blick.

»Ja, schau dir diesen dürren Salzburger an...«, scheint sich der Türsteher zu denken, der hereingekommen ist. Er reckt mir den nach oben gestreckten Daumen entgegen. Auch die junge Frau im dunklen Kleid, der ich beim Betreten des Lokals zu nahe gekommen war, sieht mich nun ganz anders an. Beinahe ein Lächeln.

Ja, Musik verändert die Welt! Ich kann es fühlen. »Zugabe, Zugabe, Zugabe«-Rufe. Zum ersten Mal in meinem Leben höre ich sie so entfesselt. An meinem 21. Geburtstag! Das Leben kann so schön sein!

Jemand reicht mir ein Taschentuch. Ich wische den Schweiß aus meinem Gesicht. Buddy und Klaus umarmen mich, heben mich hoch. Brocksieper kommt auf mich zu, reicht mir die Hand. Ich schlage ein. »Hast du nicht Lust, öfter bei uns einzusteigen?« – Meine Antwort ist eine Umarmung.

## »Tango Nocturno«

Den Freitagnachmittagsverkehr haben wir unterschätzt. Viel später als erwartet kommen wir wieder in Salzburg an. Es wird knapp. Gleich müssen wir wieder ins »Esplanade«. Ich fühle mich stark wie selten, schwebe auf den Schwingen meines Erfolgs. Buddy und Klaus schwelgen mit. Keine Zeit, Bruno von unserem Abend zu erzählen. Geburtstagsumarmung.

Auf dem Bett einige Umschläge. Briefe. Geburtstagspost. Das kann ich jetzt nicht alles lesen. Morgen. In Ruhe. Kein Paket. Ich bin erstaunt, hatte mit ein bißchen Proviant aus Ottmanach, meiner Heimat, gerechnet, etwas von der herrlichen Leberwurst,

Speck, selbstgemachtem Schinken. Und natürlich mit meinen Wintersachen, vielleicht einem neuen Pullover.

Ich sehe mir die Kuverts genauer an. Groß und ausladend die charaktervolle Schrift meiner Mutter auf einem Umschlag. Innen nur ein paar Zeilen: »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag! Wir haben eine Überraschung für Dich: Wir beide und Dein Bruder John sind in der Stadt. Wir wohnen im Hotel Mirabell und werden heute abend im »Esplanade« sein, um mit Dir zu feiern. Wir freuen uns! Alles Liebe, Deine Eltern«.

Habe kaum Zeit, die Worte in mich aufzunehmen. Wo ist meine Bühnenhose? Streß. Gedränge am Waschbecken. Katzenwäsche. Man müßte mal wieder ins Hallenbad zum Duschen.

»Wir werden heute abend im »Esplanade« sein, um mit Dir zu feiern«, klingt es in mir nach. Ich kann die energisch-fröhliche Stimme meiner Mutter bei jenen Worten förmlich hören, die Freude, mit der sie sich auf einen besonderen Abend vorbereitet. Meine Mutter liebt große Anlässe, Feiern, gesellschaftliches Leben. Das ist ihre Welt. Aber wie wird sie das »Esplanade« empfinden?

Ich bin hin- und hergerissen. Glücklich und besorgt gleichermaßen: Werden sie sich wohl fühlen? Was, vor allem, werden sie zu dem Teller sagen? Eine Schlappe, besonders in den Augen von Joe. Und werde ich überhaupt Zeit für sie haben?

Und was, wenn Patsy kommt? Ich will nicht, daß meine Eltern ein falsches Bild von mir und meinen Freunden bekommen, will nichts erklären müssen. Und eigentlich bin ich ja auch mit Gitta zusammen, Brigitta Köhler, einer ernsthaften jungen Schauspielerin, die am Stadttheater in Klagenfurt und nun auch bereits in Wien erfolgreich die großen Charakterrollen spielt: Von Iphigenie über Jeanne d'Arc bis hin zu Julia. Meine Eltern haben Gitta in ihr Herz geschlossen. Das mit Patsy würden sie wohl kaum verstehen, die seltsame Verbindung zwischen uns beiden, die aus der Einsamkeit dieser neuen Zeit resultiert. Das ist nicht ihre Welt.

Aber darf ich wegen Gitta jetzt Patsy nicht mehr kennen? Gitta ist meine erste wirkliche Liebe, ja! Aber bedeutet das, daß ich deshalb jeder anderen Frau aus dem Weg gehen muß? Du lieber Gott, was kommt denn da mit der Liebe alles auf mich zu! Die Sache scheint wirklich kompliziert zu sein. Darauf bereitet einen keiner



vor in all den schönen Hollywood-Filmen mit der großen, klaren Liebe und herrlichem Happy-End zu Geigenklängen. Wenn es nur wirklich so einfach wäre!

Ich bin aufgeregt, nervös. Und dann auch noch dieser *Teller*!

Wir müssen los! Auch in Salzburg scheint die Sonne. Es ist kühl. Ein herrlicher, strahlender, farbenfroher Herbsttag. In unserer Bühnenkleidung, über die wir dicke Jacken gezogen haben, machen wir uns schnellen Schrittes auf den Weg ins Lokal. Unterwegs berufe ich hastig eine »Krisensitzung« ein:

»Freunde, heute an meinem Geburtstag könnt ihr mir doch keinen Wunsch abschlagen, oder?«

Ratloses »Natürlich nicht«-Gemurmel, und fragende Blicke. »Meine Eltern kommen heute ins Lokal, und ich will nicht, daß sie den Teller sehen, bevor ich ihn ihnen erklären kann...«, und bestimmend: »Der Teller bleibt also heute ausnahmsweise einmal weg. Jedenfalls vorläufig.«

Man kann mich verstehen. Ich wende mich an Buddy, werde ganz ernst, nenne ihn bei seinem wirklichen Namen: »Erwin, heute abend brauche ich ganz besonders deine Hilfe...«

Buddy Urban, mit bürgerlichem Namen eigentlich Erwin Urbanschitz, vertritt mich ab und zu bei der einen oder anderen Nummer als Sänger, übernimmt vor allem die Schlager- und Wienerliederabteilung, kann aber auch vieles andere aus unserem Repertoire tadellos singen. »Buddy« habe ich ihn immer schon genannt. Das englische Wort für »Freund«. Es wurde auch sein Künstlername.

Fragendes Ja.

»Kannst du mir einen Gefallen tun und mich an diesem besonderen Abend ein bißchen entlasten, ein wenig mehr als sonst singen, damit ich wenigstens den einen oder anderen Drink mit meiner Familie nehmen, mich ein bißchen zu ihnen setzen und reden kann?«

Das sichert er mir gerne zu.

Kurz vor halb acht. Gerade noch rechtzeitig im Lokal. Kribbeln wie sonst selten. Schnell den Teller unter meinem Stuhl versteckt. Am schönsten Tisch direkt gegenüber von meinem Klavier das »Reserviert«-Schild. »Für Bockelmann«. Ab 21 Uhr.

Noch ein bißchen Zeit. Ich entspanne mich ein wenig. Beginne

mit Hintergrundmusik. Heute lassen wir's langsam angehen, brauchen alle etwas Erholung.

Nach und nach füllt sich das Lokal. Freitags haben wir vor allem junge Gäste. Studenten, junge Angestellte, die das Wochenende kaum erwarten können und schon in Freizeitstimmung sind. Ich liebe diese Abende! Da können wir »unsere« Musik spielen, in der großen weiten Musikwelt jenseits des Großen Teichs schwelgen, aus unserem Lieblingsrepertoire schöpfen. Es ist eine leichte, entspannte Stimmung.

Immer wieder blicke ich abwechselnd auf meine Uhr und zur Tür. Ich möchte, daß das ein ganz besonderer Abend für sie wird, möchte zeigen, was ich kann, möchte, daß sie stolz auf mich sind.

Es ist viel los. Viertel vor neun. Ich spiele ein Potpourri aus Gershwin-Melodien, meinem Idol, seit ich seine unnachahmlichen Songs zum ersten Mal gehört habe.

»s' Wonderful« läßt uns musikalisch gerade abheben, als meine Eltern und mein Bruder das Lokal betreten. Sie legen ab, lassen sich vom Kellner an ihren Tisch geleiten. Der Song muß noch beendet werden. Begrüßung mit einem Lächeln und einem unauffälligen Winken.

Ich staune wieder einmal über die schwer zu beschreibende Präsenz meiner Eltern. Wenn sie einen Raum betreten, werden sie wahrgenommen. Die unerklärliche und nicht erlernbare Ausstrahlung zweier Menschen, die Haltung nicht nur zeigen, sondern auch leben.

Etwas früher als eigentlich üblich gebe ich das Pausenzeichen, eile auf meine Eltern zu. »Herzlichen Glückwunsch, Junge!« umarmt mich meine Mutter. »Alles Liebe zur Volljährigkeit«, drückt mein Vater mich an sich.

Wie immer, wenn er sich fein machen wollte, hat er Kölnisch Wasser aufgelegt, ein Duft, den ich, seit ich denken kann, mit meinem Vater, mit besonderen Tagen und auch mit Kindheit verbinde.

Auch Joe umarmt mich, gratuliert mir. Ein großer, athletischer, ungewöhnlich gutaussehender junger Mann, der gerade dabei ist, sich eine Karriere bei »British Petrol« aufzubauen.

Daß er gekommen ist, macht mich ganz besonders stolz, aber auch besonders nervös. Vor allem um seinen Respekt habe ich schon von frühester Kindheit an hart gekämpft. Rivalität unter

Brüdern, wie sie heftiger kaum sein konnte. Totales, gegenseitiges Unverständnis. Körperlich war ich ihm immer vollkommen unterlegen, habe unter seinen Hänseleien, seiner Stärke gelitten, wie er wohl auch unter der Aufmerksamkeit, die man mir plötzlich schenkte, sobald ich mich an ein Klavier gesetzt habe. Als wir noch kleiner waren, hat er mich immer spüren lassen, daß er diese Kraft, die einzige, die ich hatte, nicht so ganz ernst nahm.

Daß er nun gekommen ist, um mich spielen zu hören, ist eine ganz besondere Auszeichnung für mich. Aber auch eine Herausforderung.

»Schön, daß ihr da seid! Fühlt ihr euch wohl?« beginne ich die Unterhaltung etwas steif.

»Ja, ja, natürlich! Kümmere dich gar nicht um uns«, beteuert meine Mutter sofort und protestiert, als ich Sekt bestelle.

»Geht auf Kosten des Hauses«, flunkere ich und dulde keinen Widerspruch. »Außerdem lädt das Geburtstagskind ein.« Und immerhin hat der Chef mir heute Hauspreise gewährt.

Buddy hat für einen Block übernommen. Ich lasse mir schnell die wichtigsten Neuigkeiten aus Ottmanach, meiner Kärntner Heimat, erzählen. Man wird das Schloß, das mein Großvater Heinrich Bockelmann meinen Eltern zur Hochzeit geschenkt hat, wahrscheinlich nicht halten können. Die Bewirtschaftung und der Erhalt verschlingen einfach viel mehr, als es abwirft. Ich sehe die Traurigkeit im Blick meines Vaters, als davon gesprochen wird, fühle auch selbst einen dicken Kloß im Magen beim Gedanken, das Schloß, meine Heimat, den wunderschönen Ort meiner Kindheit zu verlieren, doch die Beklemmung wird überspielt. Meine Eltern wollen nicht darüber reden:

»Heute ist dein Geburtstag! Die Volljährigkeit ist etwas ganz besonderes, da sollten wir keine Probleme wälzen, sondern feiern!«

Ich bin sofort ihrer Meinung. Es ist nicht der Augenblick für ein längeres, ernstes Gespräch. Ich muß auch gleich wieder auf die Bühne.

»Hier ist Mampis Geschenk für dich!«

Mein kleiner Bruder Manfred, den wir alle »Mampi« nennen, da er als Kleinkind seinen eigenen Namen nicht anders aussprechen konnte, ist gerade zwölf Jahre alt. Mein Vater holt aus seiner Aktentasche ein lose eingewickeltes, gerahmtes Bild hervor. »Der

Junge hat es voriges Jahr nach unserer kurzen Venedig-Reise gemalt. Es ist das erste Bild von ihm, das wir gerahmt haben. Und Mampi möchte es dir schenken.«

Ich wickle das Bild aus dem Papier und bin sprachlos: eine wunderbare Szene aus Venedig – nichts Kindliches, strahlende, nicht aufdringliche Farben, ein intelligent gewähltes Motiv.

»Wie kann ein Kind ein so reifes Bild malen? Wenn der nicht Maler wird, verstehe ich nichts mehr«, sage ich, als ich mich wieder gefaßt habe. Der kleine, stille, liebe Kerl fehlt mir plötzlich sehr.

»Und *unser* Geschenk für dich«, fährt mein Vater mit seinem leicht baltisch anmutenden Akzent, den ich so gern höre, fort, »möchten wir dir morgen mittag beim Essen geben. Nicht hier zwischen Tür und Angel. Denn ich hab dir auch ein paar Worte dazu zu sagen.«

Ich rätsle, worum mein Vater solch ein Geheimnis machen könnte, habe aber keine Zeit, darüber nachzudenken, denn Patsy hat soeben das »Esplanade« betreten. Ein kleines, bunt eingewickelt Päckchen in der Hand, stutzt sie erst, als sie mich nicht auf der Bühne findet, sieht sich dann um, mir gerade in die Augen, strahlt, kommt schnurstracks auf mich zu, meine flehenden Blicke, »Bitte nicht jetzt! Später!« nicht erkennend.

»Alles, alles Liebe zum Geburtstag und daß deine Wünsche in Erfüllung gehen!« lacht sie mich an, überreicht mir das Päckchen, das ich ratlos ablege, und umarmt mich.

»Bitte jetzt nicht, später«, flüstere ich ihr zu und laut: »Das ist aber lieb von dir! Vielen Dank!«

Immer noch sieht sie mich fragend an.

»Mutter, Vater, John, darf ich euch Patsy vorstellen, eine Freundin von mir. Sie studiert hier in Salzburg. Patsy, das sind meine Eltern, Käthe und Rudolf Bockelmann, und das ist mein älterer Bruder John, auch Joe genannt«, stelle ich Patsy meiner Familie vor. Patsy stutzt, begreift endlich, reicht meinen Eltern höflich-zurückhaltend die Hand.

»Es freut mich sehr, Sie kennenzulernen.« Und gleich: »Entschuldigen Sie mich bitte. Ich möchte gern auch Udos Kollegen begrüßen. Ich wünsche Ihnen noch einen wunderschönen Abend und viel Vergnügen!« Und zu mir gewandt: »Bis später dann!«

Es tut mir leid, sie so gehen zu lassen, aber ich werde bestimmt später eine Gelegenheit finden, es ihr zu erklären.

Meine Eltern bieten mir an, Patsy, die sichtlich Eindruck auf sie gemacht hat, an unseren Tisch zu bitten. Ich wiegle ab, »später vielleicht«, lege ihr Päckchen unauffällig beiseite. Ich möchte es lieber nicht vor meinen Eltern öffnen. Sie fragen nicht nach, denken offenbar schon gar nicht mehr daran.

»Läuft alles gut bei dir?«

»Ja, bestens«, beeile ich mich zu sagen und erzähle begeistert von unserer Stippvisite in München, meinem Triumph im »Studio 15«.

»Siehst du, du darfst nicht ungeduldig werden! Du machst schon deinen Weg!« beteuert mein Vater und sucht mit seinen großen, dunklen Augen fest meinen Blick.

Ich muß wieder auf die Bühne, wenigstens für einen Block oder für zwei. Buddy ist sichtlich froh, daß ich wieder übernehme. Das Lokal hat sich mittlerweile immer mehr gefüllt. Wir spielen »On the Sunny Side of the Street«, einen Jazzklassiker.

Meine Eltern tanzen. Ein fröhliches, schönes Paar. Meine Mutter Käthe ist mit ihren 48 Jahren noch immer eine attraktive Frau, lebensfroh, stark, strahlend. Sie ist ganz in ihrem Element. Fröhliches Lachen aus ihren hellblauen Augen.

Mein Vater Rudolf, genannt Rudi – oder öfter noch »Rudjascha«, dem russischen Kosenamen seiner Kindheit, der ihm bis heute blieb – mit seinen 52 Jahren ein Mann in den allerbesten Jahren, gutgelaunt, die dunklen Haare nach der Art der 20er Jahre streng gescheitelt und nach hinten gekämmt. Seine Körpersprache verrät den einstigen Sportler, dabei wirkt er aber feinfühlig, oft leicht melancholisch und charmant.

Lange schon haben sie mich nicht mehr spielen gehört. Es liegt in meiner Hand, diesen Abend für sie zu einem unvergeßlichen zu machen. Ich stimme »Jealousy« an, einen Tango, bei dem sie so richtig glänzen können. Ich weiß, wie gern sie Tango tanzen.

Ob auch ich eines Tages so völlig eins in vollkommener Liebe und Harmonie mit einer Frau den Tanz des Lebens bewältigen kann? Ich zweifle. Bin zu unruhig in meinem Wesen. Die große Liebe meiner Eltern scheint mir ein aussterbendes Modell in unserer unüberschaubar gewordenen Zeit zu sein.

Mein Bruder Joe trinkt genüßlich von seinem Rotwein. Auch er

fröhlich, entspannt, sieht sich um, hört mir zu, beobachtet unsere Eltern. Die Unterschiede zwischen uns könnten größer kaum sein: Er mit seinen 24 Jahren groß, breitschultrig, mit dichten, schwarzen Locken, den feinen Zügen unserer Mutter, der Figur eines Zehnkämpfers, locker-selbstbewußt im Auftreten, gefestigt.

Ich dagegen dürr, schwächig, von der Hand in den Mund lebend, in einem Beruf, der in unserer Familie eigentlich in einem Atemzug mit leichtsinnigen Halodris und Verlierern genannt wird. Klassischer Musiker, das würden meine Onkels und Verwandten sicherlich noch gelten lassen, aber Unterhaltungsmusiker, Barpianist und Sänger? Ich möchte mir nicht ausmalen, was für ganz und gar unerfreuliche Diskussionen meine Eltern mit den Verwandten in den vergangenen vier Jahren über mich geführt haben mögen.

Lachen, Tanzen, Swingen, Stimmengewirr, klingende Gläser.

Patsy allein an der Bar. Ihr Päckchen habe ich auf mein Klavier gelegt, auch als Zeichen an sie, daß ich es nicht vergessen habe. Die Studentin nimmt man ihr ab. Sie ist unaufdringlich und schlicht gekleidet, ungewöhnlich für ihren grellen Job. Wir tauschen freundliche, fast zärtliche Blicke aus. Sie scheint nicht böse zu sein, nippt an ihrem Drink. Auch Joe hat sie entdeckt, geht auf sie zu, verneigt sich, führt sie auf die Tanzfläche.

Der Laden ist inzwischen gerammelt voll. Viele Amerikaner. Wir spielen »C-Jam-Blues« und »All Of Me«, in Erinnerung an gestern. Ich bin sicherer geworden, ausdrucksstärker, das spüre ich. Buddy gibt mir mit Gesten zu verstehen, wie sehr er den Teller vermißt. Heute würde er einiges einbringen. Ich gebe ihm recht. Es geht aber nicht. Nicht vor meinen Eltern, meinem Bruder. Jedenfalls nicht, bevor ich mit ihnen darüber sprechen konnte. Buddy gibt mir ein Zeichen, es endlich zu tun. »In der nächsten Musikkpause«, raune ich ihm mit einem etwas mulmigen Gefühl zu und habe keine Ahnung, wie ich es anstellen soll.

Wieder ein Set beendet. Meine Eltern sind völlig außer Atem. »Das ist ja herrlich hier!« Keine Spur von Befangenheit.

»Wenn ich euch so höre, dann tut mir schon leid, daß ich so früh mit dem Klavierspielen aufgehört habe«, meint mein Vater mit seiner typisch nachdenklich-fröhlichen Art. »Aber Spaß gemacht hat es mir immer.«

Ich erinnere mich gut daran. Sein Spiel war meine erste Begeg-

nung mit der Musik. Irgendwo im Damenzimmer des Schlosses auf dem Fußboden sitzend habe ich mit großer Ehrfurcht und Faszination gelauscht, wenn mein Vater dem großen, schwarzen Unge-  
tüm die sanften Töne der »Mondschein-Sonate« entlockte. Mit nichts war ich als kleines Kind leichter in den Bann zu ziehen und zu beruhigen.

»Daß du das noch weißt!« Mein Vater sieht mich erstaunt an.

Joe führt Patsy an unseren Tisch. Sie spielt ihre Rolle perfekt, erzählt ihm von einer Seminararbeit über Rousseau. Philosophie also. Woher sie das nur hat? Wieder einmal stelle ich fest, wie wenig ich über sie und ihr Leben weiß.

Buddy sieht mich drängend an. Ich beschwichtige ihn mit einem Blick. Wie bringe ich meinen Eltern nur die Sache mit dem Teller bei, verflixt noch mal!?

»Aber sag mal: Bekommst du hier eigentlich kein Trinkgeld?« will mein Vater plötzlich von mir wissen und reißt mich aus meinen Gedanken.

»Na ja, normalerweise schon, aber ...«, druckse ich herum.

»Das könnt ihr euch doch nicht entgehen lassen! Ihr müßtet vielleicht einen Teller aufs Klavier stellen ... Ja, einen Teller! Das gehört doch dazu!« Allgemeines Gelächter, als ich die Geschichte des Tellers und seines heutigen Verschwindens erzähle. Erleichterung bei Buddy und den anderen. Der Teller steht ab sofort wieder auf seinem Platz.

Wieder am Klavier. Das Publikum an diesem Abend macht es mir leicht. Die Songs treffen ihre Stimmung. Die gleiche Wellenlänge.

Patsy am Tisch meiner Eltern wirkt etwas nervös, sieht oft auf die Uhr und dann zur Tür, blickt mich leicht verzweifelt an, als wolle sie mir unter vier Augen etwas erklären. Ich kann jetzt das Set nicht unterbrechen.

Kurz vor elf. Wieder ein Blick auf die Uhr. Und zur Tür. Erschrecken in ihrem Gesicht. Ein großer, distinguiert wirkender Mann hat den Laden betreten. Typ Geschäftsmann. Er sieht sie fragend an. Sie gibt ihm irgendein Zeichen. Schnell erhebt sie sich. An ihren Bewegungen erkenne ich die Hektik, mit denen sie meinen Eltern irgendetwas erklärt. Allgemeines Händeschütteln. Abweisende Geste gegenüber Joe, der sie zur Tür begleiten will. Ein

ratloser Blick zu mir, ein Wink, den ich sofort verstehe. Ich gebe ihr ein Lächeln mit auf den Weg. Mehr kann ich nicht tun.

Ein greller Stich in mir, den ich verberge. Inneres Aufbegehren. Machtlosigkeit. Musik als meine einzige Waffe gegen die Verletzungen einer ganz und gar nicht märchenhaften Zeit. Ein zu schwacher Schutz für sie. Schnell verschwindet sie in der Menge. Daß sie das Lokal mit dem Mann verläßt, können meine Eltern nicht sehen. In der nächsten Pause erzählen sie mir, sie habe heimgehen müssen. Lernen, wie sie sagte. Ich weiß nicht, was ich fühlen und denken soll, versuche, es zu verdrängen. Wenigstens hat er gelächelt, versuche ich mich selbst zu beruhigen. Was für eine lächerliche Abwehr meiner eigenen Schuldgefühle, denke ich.

Auch meine Eltern und mein Bruder denken an Aufbruch. Sie alle sind das Nachtleben nicht gewöhnt.

»Morgen werden wir mehr Ruhe haben«, erklärt mein Vater, »Ruhe für ein Gespräch. Und für dein Geschenk.«

Die Ankündigung des Gesprächs macht mich ein wenig nervös. Gespräche mit meinem Vater waren schon immer auch Prüfungen. Gütig, aber klug und unbestechlich im Urteil zwingt er einen in Unterredungen zur Auseinandersetzung mit sich selbst, ob es einem paßt oder nicht. Meine Mutter hat immer eher gepoltert, konnte für einen Augenblick lang zornig sein oder zynisch, oft sogar ungerecht, und mit ihren spitzen Bemerkungen hat sie sich sicher nicht selten auch Feinde gemacht, aber im nächsten Augenblick konnte ihr ansteckendes Lachen alle Wogen wieder glätten.

Mein Vater hingegen blieb immer ruhig, wohlwollend, aber auch klar in seinem Standpunkt über unsere Leistungen und Verfehlungen, unwiderlegbar in der Argumentation. Er forderte stets unser Bestes. Charakterstärke, Zuverlässigkeit, Humanität waren seine Werte, und die hat er uns auch vermittelt. Eine Aussprache mit ihm konnte vieles bedeuten, Lob oder Tadel, Wegfindung oder Kritik. Sein »ich bin stolz auf dich« lindert ein wenig meine Nervosität.

»Morgen mittag zum späten Frühstück im ›Café Bazar‹ an der Salzach?«

Sie stimmen begeistert zu. Ein allerletzter Tanz vor dem Heimweg. »Tango Nocturno«, ein Wunsch, den wir ihnen gern erfüllen.

Noch einmal strahlend über das Parkett. Spiel von Nähe und



Verweigerung, der ewigen, sich nur für kurze Momente erfüllenden Sehnsucht.

Kurz vor Mitternacht. Die letzten Minuten meines Geburtstags. Fühle mich ein wenig verloren. Nur einen Augenblick lang. Die Volljährigkeit ist unwiderruflich geworden. Bin auf mich selbst gestellt, ganz offiziell. Sonst hat sich nichts verändert.

Der Teller ist mäßig gefüllt, die Leute rufen mir ihre Wünsche zu, spendieren mir den einen oder anderen Drink, tanzen oder lachen, unterhalten sich. Menschen kommen einander näher bei unserem Spiel oder trennen sich, sprechen über ihre Sorgen oder vergessen sie für einen Augenblick, stillen ihre Sehnsucht nach Wärme oder fühlen sich allein wie nie. Gegensätze vereinen sich im »Esplanade« wie überall in dieser Zeit. Und wie in mir selbst.

Kurz nach vier Uhr morgens. Die letzte Zigarette des Abends, der letzte Drink. Nur noch wenige Gäste. Wir sind alle müde.

Patsy betritt vorsichtig das Lokal, vergewissert sich erst, daß meine Familie gegangen ist, setzt sich an die Bar. Sie wirkt abgespannt. Unendliche Einsamkeit in jeder Bewegung. Rettungslos verloren im Jetzt und Hier, keine lebenswerte Zukunft greifbar. Kleine Träume von Unbeschwertheit, fast wie ein Kind. Die Wirklichkeit holt sie schnell wieder ein, läßt sich nicht wegschütten mit einem Drink und auch nicht wegsingen mit dem romantischsten Liebeslied. Ihre Seele im Aufruhr. Aufbegehren gegen die Ungerechtigkeit der Welt. Suche nach Liebe, nach Reinheit. Den Glauben daran hat sie noch nicht verloren, das macht es ihr auch so schwer.

Die letzten Gäste sind gegangen. Der Chef, wieder mal völlig betrunken, will noch nicht heimgehen, will »Granada« hören. Auch er ein Verlorener der Nacht, gestrandet in einer Bar, einem Leben fern der Wirklichkeit, das keinen Schutz davor bietet, von ihr eingeholt zu werden. Trost gibt es hier nur, wenn man ihn nicht wirklich dringend braucht. Ich kann ihm seinen Wunsch heute nicht abschlagen. Immerhin hat er mir Hauspreise gewährt. Und er legt 100 Schilling auf unseren Teller, wie für jedes »Granada«, das ich ihm zuliebe singe. Davon können wir nach dem Esplanade noch ins »Maxi« gehen und uns auch am nächsten Tag im »Stierwascher« satt essen. »Granada« hat uns schon so manches Menü finanziert. Das eigentlich sehr schöne Lied kann ich aber schon nicht mehr hören.

Ich überwinde meine Müdigkeit noch einmal und singe ihm sein Lieblingslied. Völlig blau grölt er mit. Das hat mir gerade noch gefehlt. Patsy nimmt ihm sanft den Drink aus der Hand, nimmt ihn am Arm. Die Kellner sind bereits gegangen.

Während wir einpacken, schaltet Buddy noch schnell das Radio ein. Vielleicht kommt ja noch eine schöne Nummer, irgendein Song, der die plötzliche Stille nicht so wichtig erscheinen läßt. »BFN«, British Forces Network, da läuft immer gute Musik. Krachen, Rauschen, dann hat er den Sender gefunden. Dinah Washington. Na bitte, das ist doch etwas! Er strahlt mich an. Kurze Freude.

Doch dann plötzlich die aufgeregte Stimme des Radio-Sprechers in die letzten Takte von »Tell Me Why« hinein: Worte, die wir nicht sofort begreifen. Es fällt der Name James Dean, und »killed by accident«, »bei einem Unfall verstorben«. Nein, bitte nicht! Wir haben uns bestimmt verhört! Das kann doch einfach nicht wahr sein!

»Mach mal lauter!« fordere ich energisch. In der plötzlich eingetretenen Stille hätte man die berühmte Stecknadel fallen hören können. Sogar der Wirt schaut uns völlig ungläubig an. Die Nachricht wird noch einmal wiederholt. Nein, wir haben uns nicht verhört.

Es wird zur traurigen Gewißheit: James Dean ist tot! Im Radio irgendein langsames Lied. Keiner sagt etwas. Entsetzt schauen wir uns an. Vor kurzem haben wir noch gemeinsam »Denn sie wissen nicht, was sie tun« gesehen. Dieser junge, so unglaublich charismatische Amerikaner hatte eine Revolution jugendlichen Denkens und Fühlens ausgelöst. Das neue Selbstbewußtsein meiner Generation, das sich bislang noch nie artikuliert hatte, hat durch ihn ein Gesicht bekommen. Eine ganz neue Variante des Hollywood-Helden.

Wir alle haben ihn bewundert und verehrt. Und jetzt soll er tot sein? Mit nur 23 Jahren? Ausgerechnet an *meinem* 21. Geburtstag?! Diesem herrlichen Tag, der so viel Freude und Hoffnung für mich brachte!?! Seltsame Verschlingungen des Schicksals. Wir können es überhaupt nicht fassen. Totale Ernüchterung.

Völlig in unsere Gedanken versunken, still wie selten, packen wir ein und schließen ab.

Eine klare, trockene, kalte Nacht. Beinahe Vollmond. Patsy

zeigt mir die Sterne. Dahin denkt sie sich manchmal, erklärt sie mir, ganz weit weg. Einfach ins Weltall. Weg von all diesen Dingen, die man so schwer verstehen kann. Sie glaubt noch an das Märchen von der Goldmarie, vom Glück, das die Guten irgendwann trifft, die, die eine gute Seele haben. Und vom Beschützer, der für sie die Sterne vom Himmel holt. Das würde ihr schon reichen: geliebt zu werden, eine Schulter zum Anlehnen zu haben, jemanden, für den sie die ganze Welt ist. Mehr braucht sie nicht zum Glücklichsein. Man muß dieses verdammte, unbegreifliche Leben genießen, denke ich mir. Es kann so kurz sein.

»Komm doch mit zu mir«, bittet sie mich, »es ist so leer und kalt dort alleine.« Auch ich sehne mich in dieser Nacht nach Wärme, nach der Nähe eines Menschen, auch nach einer schönen Dusche, einem kuscheligen Bett, frei vom Gestank der Tankstelle.

Ich lege meinen Arm fest um sie. Beinahe schweigend gehen wir nach Hause.

Patsy versucht schnell, das zerwühlte Bett ein wenig zu richten. Im Aschenbecher die ausgedrückten Zigaretten ihres Gastes, auf dem Nachttisch eine Flasche Sekt und zwei Gläser. Ein schmerzlicher Anblick. Schwierig, nicht hinzusehen. Ich öffne endlich ihr Päckchen: eine kleine Flasche meines Lieblingsrasierwassers »Eau Sauvage«. Sie errötet:

»Weißt du, ich rieche das immer so gern an dir. Wenn ich das rieche, fühle ich mich sofort sicher und geborgen.« Ich schließe sie in die Arme.

»Es wäre schön, wenn es immer so sein könnte«, meint sie nach einem Moment der Stille, »wenn du einfach hier wärst, für mich da wärst. Du könntest bei mir wohnen, müßtest gar keine Miete zahlen. Es wäre einfach schön, nicht so allein zu sein ...«

Ich zögere. Der Ritter in mir, der sie beschützen will. Doch ich weiß, daß ich es nicht kann.

»Weißt du, ich bin nicht der richtige dafür«, sage ich traurig. Es ist auch eine persönliche Niederlage. »Ich kann doch noch nicht mal auf mich selbst so richtig aufpassen. Ich kann dir nicht die Sterne vom Himmel holen, und du hast einen Mann verdient, der das kann. Ich muß mich genau wie du mit Sternschnuppen und Träumen und Wünschen begnügen. Das hilft dir nicht weiter. Und mir auch nicht.« Und nach einer Pause. »Und ich kann nicht in

Salzburg bleiben. Nicht für lange. Ich muß weiter. Wohin, das weiß ich noch nicht, dorthin, wohin mein Job mich treibt. Du kennst doch meine etwas unruhige Seele. Du brauchst einen Mann, der im Leben steht, der dir eine Zukunft bieten kann, der dich vielleicht aus der Scheiße rausholt. Und das kann ich nicht. Ich weiß ja nicht mal selbst so genau, ob ich eine Zukunft habe.«

»Du *hast* eine Zukunft«, antwortet sie mit trauriger Sicherheit, »und zwar eine große. Das kann ich einfach fühlen. Aber in dieser Zukunft ist kein Platz für mich. Du wirst die Sterne erreichen, und vielleicht denkst du dann noch manchmal an mich. Das wäre schön! Dann bist du auch ein bißchen *meine* Zukunft.«

Wir schließen uns fest in die Arme, die Liebe eines Augenblicks. Schweigen. Suchen Halt an einem Moment, der vergehen muß. Mehr als der Moment bleibt uns nicht. Nur Wärme, Nähe, Nicht allein sein. Mehr geschieht nicht in dieser Nacht. Wir schlafen, uns fest in den Armen haltend, ein.

## Heinrichs Vermächtnis

Die Sonne scheint mir ins Gesicht, als ich in Patsys Wohnung gegen Mittag erwache. Sie ist schon aufgestanden, hat sich angezogen, muß zum Einkaufen. Samstags schließen die Läden früh.

»Möchtest du auf mich warten und mit mir frühstücken?« Ihre rührende Sehnsucht nach der Illusion biedereren Familienlebens. Ich kann nicht bleiben, muß noch nach Hause, mich umziehen, dann zum Mittagessen mit meinen Eltern.

»Dann eben ein andermal.« Wir verabschieden uns mit einer sanften Umarmung, deren Leichtigkeit mich überrascht. »Du kannst bleiben, so lange du willst. Zieh einfach die Tür hinter dir zu.«

Ich nehme schnell eine Dusche. Herrlicher Luxus! Keine Zeit nachzudenken, eile, noch in meiner Bühnenkleidung, nach Hause. Die anderen schlafen noch. Leise ziehe ich mich um, mache mich auf den Weg.

Das ›Café Bazar‹ ist an diesem Mittag nur schwach besucht. Meine Eltern haben einen Tisch an einem der großen Fenster mit Blick auf die Salzach und die bei aller noch sichtbaren Zerstörung fast atemberaubend schöne Silhouette der Stadt bestellt. Ruinen und Pracht nebeneinander. Gegensätze, deren Spannung auch inspiriert. Wunden der Zeit, die man zu schließen versucht. Mahnmale für den Frieden.

Meine Eltern sind auch gerade erst gekommen.

»Ist das nicht schrecklich, diese Sache mit James Dean«, begrüßt mich meine Mutter. Sie hat es gerade in der Zeitung gelesen. Allgemeine Betroffenheit.

Mein Bruder Joe kann leider nicht bleiben. Er muß gleich weiter nach München, überreicht mir sein Geschenk, ein Bühnenhemd, das wunderbar zu meinem neuen Anzug passen wird. Ein liebevolles Zeichen seiner Anerkennung, das mich berührt, wie seine Begeisterung für den gestrigen Abend. Annäherung der ungleichen Brüder.

Liebevoll verpackt überreichen meine Eltern mir die ersehnten Leckereien aus Ottmanach und den Pullover, den ich mir gewünscht habe. Doch mein Vater macht es spannend, hält noch ein Päckchen bereit, das wichtigste, bedeutungsvolle. »Nach dem Essen!«

Die unbeschwerte Stimmung des gestrigen Abends hält an. »Patsy ist ja ein wirklich zauberhaftes Mädchen. »Wenn die mal nicht Gitta gefährlich wird«, scherzt mein Vater.

»Du wirst das schon machen«, vertraut mir meine Mutter, für die es immer ganz selbstverständlich war, daß ihre jungen Söhne Freundinnen hatten. Liebe macht kreativ, und junge Männer müssen sich austoben, war immer ihr Motto.

Den Stich in meiner Seele lasse ich mir nicht anmerken. Denke nicht ohne Schuldgefühle an Gitta – und an Patsys Sehnsucht nach dem kleinen Glück, die so gar nicht meine ist. Schuldgefühle nach allen Seiten. Typisch für mein Wesen. Die Seele im Aufruhr. Die Liebe scheint mir ein unlösbares Problem zu sein. Wie soll das später mal nur werden, wenn es jetzt schon so losgeht! Komplikationen. Gefühlschaos. Es ist soviel passiert in den letzten Tagen. Bin hin- und hergerissen zwischen Hoffnung und Zweifeln. Ein Leben in irgendeinem normalen Beruf wäre sicher einfacher, denke ich manchmal, aber für mich nicht lebbar, das weiß ich. Selbst wenn

ich mein Leben lang in Bars singen und spielen muß, bin ich glücklicher als in irgendeinem anderen Job. Ein Leben mit Sicherheitsnetz kann ich mir nicht vorstellen, entspricht so gar nicht meinem Wesen. Meine Eltern wissen das, haben nie versucht, mich daran zu hindern, meiner Seele zu folgen. Dafür bin ich ihnen dankbar.

Ich frage nach meiner Heimat. Nachdenklichkeit und fröhlicher Tatendrang im gleichen Moment. Meine Eltern sind dabei, den »Lamisch« auszubauen, eine zum Gut Ottmanach gehörende Alm mit atemberaubendem Blick über die Karawanken, Wiesen, Wälder, den niemand, der einmal dort war, jemals wieder vergißt. Dort wollen sie mit meinem jüngeren Bruder Manfred leben, wenn sie das Schloß verkaufen müssen. Sie sagen es mit leicht melancholischer Heiterkeit, fügen sich in das Unvermeidliche. Es ist eben nicht zu ändern. Und es ist kein Weltuntergang. Sie scheinen sich auf ein Leben auf dem Lamisch zu freuen.

Bei meinen nächsten Besuchen zu Hause werde ich Abschied nehmen müssen von Ottmanach, der Welt meiner Kindheit, den dicken Mauern, in denen unsere Familie der Zeit trotzte, dem herrlichen, weitläufigen Park, in dem ich jeden Busch und jeden Baum kenne, dem Teich, in dem ich mit vier Jahren schwimmen gelernt habe, den Feldern, auf denen wir Söhne meinem Vater bei unzähligen Ernten geholfen haben, dem großen »Eixendorfer Boden«, auf dem ich als Neunjähriger mit meinem Vater die Saat ausgebracht habe, ich auf dem kleinen, er auf dem großen Traktor. Wann immer wir uns begegneten, zog er mit großer, herrschaftlicher Geste und ernstem Gesicht grüßend seinen Hut vor mir. Seine Art von Humor. Ich habe diese Spiele geliebt, so schwer mir die körperliche Arbeit auf dem Gut fiel. Tausenderlei Erinnerungen, die ihre Heimat verlieren und ihren Ort bald nur noch in meinem Gedächtnis haben werden. Es wird mir schwerfallen, doch meine Gedanken und Gefühle behalte ich für mich, trinke genußvoll meinen starken Kaffee. Dann ist der große Augenblick gekommen.

Die Form des Päckchens kommt mir gleich bekannt vor. Mein Vater überreicht es mir mit bedeutungsvoller Geste:

»Dies hier ist das Vermächtnis deines Großvaters, meines Vaters, und ich möchte es, wie er es verfügt hat, anlässlich deiner Volljährigkeit an dich übergeben. Ich glaube, es ist jetzt genau der richtige Zeitpunkt dafür, und ich bin sicher, du wirst es in Ehren halten.«

Vorsichtig löse ich die Schleife, öffne das Papier und finde ein kleines, schwarzes Kästchen, das ich sehr gut kenne.

»Das ist ja die Uhr!« staune ich, noch ehe ich das Kästchen geöffnet habe. Die goldene Taschenuhr meines Großvaters, die mein Vater immer an besonderen Tagen aus seinem Schrank geholt und getragen hat. Dann durften wir Söhne der Reihe nach auf seinem Schoß sitzen und das Wunderwerk bestaunen. Eingehüllt in seinen Duft nach Kölnisch Wasser, der uns gleich das Gefühl von Besonderem vermittelt hat, hat einer nach dem anderen gebettelt: »Die Uhr! Bitte, zeig mir die Uhr!«

Geheimnisvoll hat er sie an ihrer goldenen Kette aus seiner Tasche geholt. Außen ganz aus Gold, schwer und glänzend. Der oberste Deckel, der den Blick auf das Zifferblatt freigab, ließ sich mit einem geheimen Knopf öffnen, den wir Kinder nicht kannten. Mein Vater hat sachte gepustet, wie von Zauberhand öffnete sich der Deckel, und wir konnten das Zifferblatt sehen. Große, edle, prachtvoll geschwungene schwarze Zahlen und Zeiger auf weißem Hintergrund. Die Uhr machte die Zeit in einem Summen und Klingen hörbar. Immer wieder mußte unser Vater das Spiel wiederholen, die Uhr durch die Magie seines Atems dazu bringen, sich auf unerklärliche Weise zu öffnen. Auch wir selbst durften pusten, und manchmal waren die Zauberkräfte uns zugeneigt und ließen den Deckel aufspringen. Was für ein Erlebnis!

Der Klang der Zeit. Tief und würdig der Stundenschlag, heller, beschwingter das Bimmeln der Viertel- und halben Stunden, und ganz leichtfüßig, fast tickend das schnellere Summen der Minuten. Zeit hatte damals etwas Fröhliches und zugleich Würdiges für mich, etwas wunderbar Geheimnisvolles, nichts Bedrohliches wie später, als die Zeit zu verrinnen und zu fordern begann. Zeit war Musik, war Klang, war das wundersame Zusammenspiel von Zahnrädchen und Hämmerchen, geborgen im Schutz meines Vaters.

Die Uhr, im 19. Jahrhundert kunstvoll gefertigt, war immer eines seiner kostbarsten und liebsten Besitztümer gewesen. Ich wage kaum, das schwarze Kästchen mit dem weichen roten Samtfutter zu öffnen und tue es dann doch, wiege das schwere, goldene Wunderwerk in meiner Hand. Geschlossen. Kann mich nicht lösen von dem Gefühl, daß nur mein Vater es öffnen sollte. Mit seiner Zauberkraft. Irgendwie gehört die Uhr zu ihm, nicht zu mir.

»Dein Großvater hat sie mir als dem Zweitgeborenem vererbt, wahrscheinlich einfach weil ich sie so geliebt habe, noch mehr als mein älterer Bruder Erwin, und weil Heinrich ja selbst der Zweitgeborene war. Auch er hat die Uhr von seinem Vater bekommen, als er mit 21 von Bremen nach Moskau ging, und wie es für ihn typisch war, hat er daraus eine Tradition geschaffen, die ich gern mit dir als *meinem* Zweitgeborenem fortsetzen möchte.«

Im Deckel des Kästchens ein fast vergilbtes altes Blatt Papier. Das habe ich noch nie zuvor gesehen. Vorsichtig nehme ich es heraus, entfalte es, erkenne gleich die große, ausdrucksstarke Schrift meines Großvaters, die mein Vater uns oft in seinen alten Briefen gezeigt hat. Die altdeutsche Schrift zu entziffern fällt mir schwer. Es ist eine Art Testament, ein Vermächtnis, wie mein Vater richtig gesagt hatte. Langsam setze ich mir die Wörter zusammen:

*An meine Nachkommen. – In einer Stunde, in der die mögliche Freiheit mir ebenso nah ist wie das mögliche Ende und ich außer diesen Worten und diesem kostbaren letzten Besitz nichts weiterzugeben habe, schreibe ich diese Zeilen und vermache die goldene Taschenuhr meines Vaters an meinen zweitgeborenen Sohn Rudi. Sie soll ihm am Tag seiner Volljährigkeit zusammen mit diesen Zeilen übergeben werden, und so möge dies von Generation zu Generation weiter geschehen, in der Hoffnung, einen Teil von mir selbst fortleben zu lassen in den Gedanken und Gefühlen meiner Nachkommen. Denn eine Familie ist wie ein Baum, im Erdreich verankert durch ein Geflecht von starken und schwachen Wurzeln, die sich in seinem Stamm vereinen und in den dem Himmel zugewandten, nach oben strebenden Ästen und Zweigen ihr Spiegelbild finden. Jeder ein Teil des Ganzen, aber nur gemeinsam das Wunderwerk, das Wind und Wetter und auch der Zeit trotzt.*

*Nur wer die Stärken und die Schwächen des Ganzen kennt, wird kraftvoll in seiner Zeit stehen, unantastbar wie die Eiche im Sturm – wie ich selbst es mir für mein Leben oft gewünscht habe aber nicht immer war.*

*Dafür möge diese Uhr Symbol und Erinnerung sein und ein Anker im Sturmwind des Lebens.*

*Moskau, 31. Mai 1915*



Gewichtige Worte, ganz im konservativen, nachdrücklichen Stil meines Großvaters. Schweigen.

Behutsam falte ich dann den Brief, lege ihn wieder zurück an seinen Platz auf dem roten Samt des Kästchens. »Komm, laß uns spazierengehen«, fordert mein Vater mich auf, wie meistens, wenn er in Ruhe ein Gespräch mit einem von uns drei Söhnen führen möchte.

Meine Mutter bleibt lieber im Café, genießt die elegante Atmosphäre, den Blick, die vielen Zeitungen, in die sie sich sogleich vertieft. »Geht ihr nur! Ich informiere mich solange darüber, was los ist in der Welt« und ist schon ganz versunken in einen politischen Artikel des »Spiegel«.

Unser Weg führt uns am Mozarteum, der berühmten Musikhochschule, entlang. Aus den geöffneten Fenstern ein buntes Gewirr der unterschiedlichsten Klänge: Geigen, eine Sopranstimme, Klaviere, Flöten. Übende Studenten. Ein ganz und gar nicht aufeinander abgestimmtes Orchester hoffnungsvoller und zweifelnder Begabungen. Auch ich verbringe hier so manchen Nachmittag. Wenn ich von den Nächten im »Esplanade« nicht zu müde bin, besuche ich hier die Kurse, die mich interessieren, nicht das volle Programm, dafür fehlt mir neben der Arbeit im »Esplanade« die Zeit und die Kraft.

In die vielstimmige Klangkulisse mischt sich tief und geheimnisvoll ein Fagott. Mein Vater staunt mit einem seltsam in die Ferne gerichteten Blick, bis er sich löst und wir wie selbstverständlich und ohne uns abgesprochen zu haben, den Weg zur Salzach einschlagen.

Eine Weile schlendern wir schweigend am Ufer entlang. Strahlend die Blätter des Herbstes im Sonnenlicht. Rascheln unter unseren Füßen.

Auf der anderen Seite des Flusses der Dom, halb aufgerissen von den Bombeneinschlägen. Die Kuppel gerade wiedererrichtet. Man hat Krieg geführt auch gegen die Kulturdenkmäler der Feinde. Immer schon. Angriff auf die andere kulturelle Identität. Demonstration der Vergänglichkeit an Symbolen der Ewigkeit. Noch nie zuvor hat sie ein solches Ausmaß erreicht. Auch dies gehört im Bombenkrieg dazu. Eine neue, verletzende Erfahrung. Aber auch eine fast tröstende Demonstration der gefürchteten und unbe-

zwingbaren Macht von Kunst und Kultur. Der Wiederaufbau des Domes erhält höchste Priorität in dieser Stadt, wird zum Symbol des diplomatisch zurückeroberten Rechts auf ein eigenes Gesicht. Suche nach Identität.

Mein Vater betrachtet kopfschüttelnd die Silhouette mit dem zerstörten Dom, dann meint er gedankenverloren: »Weißt du noch, wie du mit 12 Jahren den ›Valse Musette‹ komponiert hast? – Spätestens da wurde deiner Mutter und mir klar, daß in deiner Musik deine ganz große Kraft liegt und daß wir dir darin nicht im Weg stehen dürfen. Wir haben dich vor vier Jahren ziehen lassen, und wir bereuen diese Freiheit, die wir dir geschenkt haben, nicht. Du hast uns bewiesen, daß es dir ernst ist, daß du mit Disziplin und eisernem Willen deinen Weg gehst, und ich möchte dir sagen, wie stolz ich auf dich bin.«

Ich schweige, weiß nicht, was ich sagen soll.

»Die Uhr«, fährt er fort, »soll dich auch immer daran erinnern, wie wichtig die Zeit im Leben ist. Nicht nur die Stunden und Tage, die vergehen und natürlich mit Sinn erfüllt werden wollen, sondern auch die Epoche, in der du stehst. In der Mitte eines neuen Jahrhunderts, in dem der Welt schon gräßliche Wunden zugefügt worden sind und in dem jetzt zum ersten Mal seit langem die Chance auf Frieden besteht. Mit der Uhr, die dein Großvater 1915 aus den Wirren von Umsturz und Weltkrieg aus Rußland gerettet hat und die ihren Weg durch die Katastrophen, Kriege und Umwälzungen dieses Jahrhunderts bis hierher zu dir nach Salzburg gefunden hat, ist auch eine gewisse Verantwortung verbunden, in deiner Zeit auf deinem Platz zu stehen. Für deinen Großvater hat immer gegolten: Es ist nicht wirklich wichtig, was du im Leben an Geld und Gut erreichst. Wichtig ist, daß du deinen eigenen Weg mit Haltung gehst, daß du dir selbst mit reinem Gewissen in die Augen schauen kannst.«

Schweigend und nachdenklich setzen wir unseren Weg fort. Neben uns die Salzach mit ihren Strudeln und Wirbeln. Ein Stück Holz treibt auf ihr, wird in einen Strudel gerissen, taucht an anderer Stelle wieder auf. Wohin es mich im Strom der Zeit und des Lebens wohl verschlagen wird? Wohin unsere Zeit gehen wird? Strudel, Wirbel, Irrungen gehören sicher dazu. Auch für mich. Aus ihnen hervorzugehen, macht stark und inspiriert. Möchte nicht

treiben in der Brandung der Zeit, sondern steuern, wie als Kind das Schiff meiner Phantasie, nicht umhergeworfen werden, sondern geschickt die Klippen umschiffen. Auch mal gegen den Strom. Nicht Fähnlein im Wind sein, sondern selbst Sturm entfachen, der andere mit sich zieht. Jugendliche Allmachtsphantasie, eingesetzt für das, wofür ich stehe. Manchmal ahne ich, daß sie sich erfüllen kann. Irgendwie. Irgendwann.

Zurück im Café. Meine Mutter immer noch in ihre Zeitungen vertieft, aufbegehrend gegen alle Ungerechtigkeit der Zeit. Und gegen Frauenmagazine, die in ihren Augen ein dümmliches, oberflächliches Frauenbild zeichnen. »Rudjascha, Udo, das *müßt* ihr euch anschauen – oder vielleicht auch besser nicht! Das ist doch wirklich das Letzte! Wo gibt's denn so was? Sind wir Frauen wirklich so blöd!? Das kann doch wohl alles nicht wahr sein!«

Meine Mutter, wie sie leibt und lebt. »Worüber habt ihr gesprochen?«

»Über die Zukunft und über die Zeit«, erklärt mein Vater ein wenig geheimnisvoll.

»Und über Haltung, die man bewahren und zeigen sollte«, versuche ich das Gespräch auf den Punkt zu bringen.

»Ah! Das ist gut! Jetzt trinken wir noch einen Kaffee! Der Kuchen hier ist herrlich!«

## Die Uhr

Sechs Uhr morgens. Wieder in unserer Gemeinschaftsbude. Meine Eltern sind am Nachmittag zurück nach Kärnten gefahren. Wir haben im »Esplanade« gespielt. Ein ganz normaler Abend. Es war viel los, wie immer am Samstag. Patsy ist nicht gekommen. Leichte Wehmut. Die anderen schlafen schon. Ich streiche mir noch ein Leberwurstbrot. Heimatgefühl.

Gittas Brief auf meinem Bett hebe ich mir für morgen auf. Sehnsucht nach ihren großen, lebendig-melancholischen Augen, der Klarheit ihres Verstandes, ihrem Lachen, ihrer Ernsthaftigkeit.

Aber auch Angst vor den Schuldgefühlen, vor Bindungen, die unfrei machen. Wie haben das meine Eltern nur geschafft?

Behutsam nehme ich das Kästchen mit der Uhr, öffne es wieder, lese im schwachen Licht, das die Tankstelle durch unser Fenster wirft, noch einmal den Brief, wiege das kostbare Geschenk in meiner Hand. Sitze lange so da. Gedanken über die Zukunft und über die Zeit. »Woher ich auch komm, wohin ich auch geh«, singt es in mir. Man müßte ein Lied schreiben, das so heißt. Denke an Patsy und an ihre Sterne. »Reach For The Stars«, auch ein schöner Titel.

Die Uhr liegt schwer in meiner Hand. Unvorstellbar der Weg, den sie genommen hat, um nun hier in Salzburg in meinem kleinen Zimmer an einer Tankstelle zu landen. Es erscheint mir unwirklich, kaum begreifbar. Was für Zeiten, durch die meine Familie seit Anbruch dieses Jahrhunderts gegangen ist: Kriege und Hoffnung, Glanz und Elend, Glück und Verzweiflung. Zum zweiten Mal eine Chance auf Frieden. Das Vermächtnis meines Großvaters Heinrich, die Worte meines Vaters. Wohin auch immer es mich verschlagen, mein Weg mich führen wird: Ja, ich werde an meinem Platz stehen, wie mein Großvater an seinem Platze stand, mein Vater, seine Brüder. Ich werde sie nicht enttäuschen, gelobe ich mir selbst feierlich, voll jugendlichen Ernstes.

Puste dann lächelnd, vertrauend auf meine Zauberkraft. Sie ist mir zugeneigt. Der Deckel öffnet sich. Zum ersten Mal nur für mich. Schlägt und bimmelt und summt.

»Ruhe!« brummt es schwach aus Brunos Bett. »Ich will schlafen!«

## 2. KAPITEL

---

Moskau, September 1912

### Das neue Automobil

Die ersten Blätter sind gefallen. Im milden, goldenen Licht des Herbstes erstrahlt Moskau in märchenhaftem Glanz. Sonntag, ein sonniger Nachmittag. Familien promenieren auf den Straßen. Kutschen warten vor den herrschaftlichen Häusern, in denen die feine Gesellschaft Moskaus zum Tee geladen ist. Es herrscht reges Leben. Tabletkrämer mit Bauchläden bieten ihre Waren feil, Zeitungen, Tabakwaren, Früchte, Seife und dergleichen Kostbarkeiten mehr. Droschken suchen sich ihren Weg über die noch immer kaum ausgebauten Straßen mit Holzbelägen, schadhaftem Kopfsteinpflaster oder auch nur Erde. Ein Wasserrohrbruch hat die Lehmstraße an der Kamergerskij Pereulok wieder einmal in einen Schlammweg verwandelt. An solche Beeinträchtigungen ist man in dieser Stadt gewöhnt. Vom Wasser aufgerissenes Kopfstein- oder Holzpflaster ist der Preis, den man für das gerade entstehende und noch nicht ganz ausgereifte System der Wasserversorgung zahlen muß. Man weicht großräumig aus.

Nach dem großen, prachtvollen dunklen Automobil, in dem der deutsche Kaufmann Heinrich Bockelmann sich mit seinen beiden ältesten Söhnen Erwin und Rudi bewegt, drehen sich die Menschen um. Als er vor einigen Jahren voll Stolz seinen ersten Wagen gekauft hat, war es eines der ersten Autos in Moskau gewesen. Seiner Meinung nach sogar das allererste. Aber neuerdings ist man an den Anblick von Autos im Straßenbild neben all den Pferde- und Ochsespannen, den Straßenbahnen, Droschken, Fahrradfah-

ern und Menschen, die zu Fuß gehen, schon etwas gewöhnt. Doch so ein prächtiges Automobil wie Heinrich Bockelmann es fährt, hat man in Moskau noch nie gesehen. Vor kurzem erst ist der neue Horch beim Automobilsalon in Sankt Petersburg präsentiert worden. Heinrich hatte ihn sofort gekauft. Er liebte alles, was mit neuer Technik zu tun hatte, und Autos ganz besonders. Daß man bei diesem hier bei schönem Wetter das Dach nach hinten klappen kann, ist eine Spielerei, die ihm ganz besonders gefällt. Und das schöne sibirische Nußbaumholz der Innenverkleidung – davon kann er begeistert schwärmen.

Bewundernde Blicke im Vorbeifahren.

In solchen Momenten schien noch alles beim alten zu sein. Da war nichts zu spüren von den Konflikten, die seit einigen Jahren in Rußland brodelten. Arm gegen reich, Sozialismus gegen Kapitalismus, Demokratie gegen Autokratie, Russen gegen Deutsche, die zur Wirtschaftselite des Landes gehörten. Keine protestierenden Arbeiter sind zu sehen, auch wenn da und dort eine rote Fahne aus einem der Fenster hängt. Es gehört schon fast zum gewohnten Straßenbild, stört die alltägliche Ordnung kaum noch. Niemand mokiert sich über den Wagen, den zur Schau gestellten Reichtum. Im Gegenteil: Man scheint sich zu freuen, solch ein schönes und seltenes Gefährt auf den Moskauer Straßen zu sehen.

Heinrich Bockelmann glaubt fest daran, daß der wirtschaftliche Fortschritt, der ihm persönlich nützt und für den er sich einsetzt, letztlich auch dem Land, in dem er sich mittlerweile heimisch fühlt, und vor allem den Menschen, die mit ihm und für ihn arbeiten, helfen wird, die Zukunft zu meistern. Wer arbeitet, der soll auch leben, ist eine seiner Überzeugungen.

Er selbst hatte es vom Volontär zum Leiter und Mitbesitzer der Junker-Bank, der ersten und einflußreichsten Privatbank Moskaus, gebracht. Selbst der Zar hatte privates Vermögen beim Bankhaus J. W. Junker & Co. angelegt.

Rußland war ein Land mit vielen, beinahe unbegrenzten Möglichkeiten, ein offenes Land, in dem man es mit Können und Fleiß weit bringen konnte. Es war so etwas wie ein kulturelles und wirtschaftliches Zentrum, und in den Städten hatte die deutsche Wirtschaftselite gemeinsam mit der französischen Kulturszene das Leben geprägt. Auf drei russische Geschäfte kam ein deutsches. Es war ein

idealer Nährboden für multikulturelle Ideen, Abenteurer und Menschen, die ihre Chance suchten. Heinrich Bockelmann hatte diese Chance gesucht und gefunden. Nun war er 42 Jahre alt, ein stattlicher Mann in den allerbesten Jahren, groß, von mächtiger Gestalt, einflußreich, Vater von vier Söhnen, ein fünftes Kind war gerade unterwegs, er war Angehöriger der gesellschaftlichen Führungsschicht seiner zweiten Heimat und genoß die Früchte seines Aufstiegs.

Die Unruhen der neueren Zeit werden sich bestimmt auch bald wieder legen, hofft er, und dieser herrliche Sonntag, an dem kein noch so kleiner Hauch von Aufruhr die ruhige Heiterkeit trübt, scheint ihm recht zu geben. Sicher mußte man neuerdings ein wenig vorsichtiger sein, durfte sich nicht leichtsinnig in dunklen Seitengassen aufhalten, aber Pöbel und Wegelagerer hatte es schon immer gegeben. Und für die Demonstrationen der Arbeiter, die immer wieder einmal die Stadt für kurze Zeit ins Chaos stürzten, hat Heinrich sogar ein gewisses Verständnis. Irgendetwas würde sich in diesem Land sicher ändern müssen, davon war auch er, wie die meisten seiner Geschäftsfreunde, überzeugt. Man würde den richtigen Weg für dieses Land schon finden.

## Apollo

Ein paar Straßenkinder laufen dem Wagen, der im Schrittempo fährt, hinterher. Heinrich Bockelmann greift an die Außenseite des fensterlosen Fahrersitzes, wo sich der quietschende Gummiball der Hupe befindet, hupt ein paarmal und lacht wie die Kinder über den quäkenden Ton, der mehr zu einer flüchtenden Ente als zu einem eleganten Automobil paßt. Er liebt die sonntäglichen Ausfahrten mit dem Auto. Wochentags, für die Alltagsfahrten nahm er meistens die Kutsche. Manchmal auch den Wagen. Dann saß aber sein Chauffeur Wasja Kargaschwili am Steuer, ein junger, aufgeweckter, ein wenig schlitzohriger und doch zuverlässiger Georgier mit blitzenden, dunklen Augen und einem bewundernswerten technischen Verstand.

In seiner Freizeit genoß Heinrich es jedoch, den Wagen selbst zu lenken, den Chauffeur auf dem Beifahrersitz. Er brauchte ihn, um den Wagen mit der Handkurbel zu starten; ein Vorgang, der Fingerspitzengefühl und technisches Können erforderte – und Bereitschaft, sich schmutzig zu machen. Wenn der Motor kalt war, brauchte es oftmals zahlreiche Versuche, um ihn in Gang zu bringen. Außen wurde gekurbelt, innen mußte im richtigen Moment einer der beiden kleinen Hebel in der Mitte des Lenkrads auf Frühzündung und, sobald der Wagen angesprungen war, auf Spätzündung gestellt werden, damit er nicht wieder abstarb. Immer wieder gab es einen lauten Knall, eine Rauchwolke. Wenn aber der Motor einmal angesprungen war, lief er wunderbar ruhig und gleichmäßig. Ein Schnurren, das Heinrich Bockelmann sofort gute Laune machte.

Das Fahren hatte er sich selbst beigebracht. Sehr zur Beunruhigung Wasjas, der sonntags mit besorgtem Blick ängstlich-verkrampft auf dem Beifahrersitz saß und erleichtert aufatmete, wenn man wieder wohlbehalten zu Hause ankam. Heinrich Bockelmann fuhr leidenschaftlich gern, aber schlecht, und der Verkehr in dieser Stadt war hektisch. Pferde scheuten vor den ungewohnten Autos, die traditionell rücksichtslosen Droschkenkutscher fluchten und schimpften, Fußgänger wußten nicht, wohin sie ausweichen sollen, eine Straßenbahn, noch wie die meisten von Pferden gezogen, obwohl es schon einige wenige elektrische gibt, bimmelte plötzlich heftig.

Ob diese komplizierten Gefährte sich als Fortbewegungsmittel im Alltag durchsetzen würden, daran hegte auch Heinrich so manchen Zweifel, aber Spaß machte es allemal, und Technik in jeglicher Form faszinierte ihn sowieso.

»Schau mal, da ist das Bolschoj«, ruft sein zweitgeborener Sohn Rudi von hinten. Er ist acht Jahre alt und liebt dieses weiße Gebäude mit den Marmorsäulen und dem Gott Apollo mit dem vier-spännigen Wagen als Schutzpatron auf dem Dach.

Heute begeistert ihn dieser Anblick ganz besonders, denn abends würde Heinrich mit seiner Frau Anna und dem befreundeten Ehepaar Knoop die beiden ältesten Söhne Erwin und Rudi zum ersten Mal ins Theater ausführen. Man würde hierher kommen, ins Bolschoj-Ballett, um »Schwanensee« zu sehen. Rudi zeigte



seine Vorfreude offen, während Erwin sich betont gelassen und erwachsen gab, doch daran, daß er in diesen Tagen noch ein wenig störrischer und aufsässiger war als sonst, konnten Heinrich und Anna erkennen, wie sehr auch ihn der bevorstehende erste Theaterabend seines Lebens beschäftigte. Heinrich fährt besonders langsam am Theater vorbei, damit die Söhne den Anblick genießen können.

Zum ungezählten Male möchte Rudi von ihm die Geschichten um den Gott Apollo hören, den Gott der geistigen Ordnung und der schönen Künste, der Wahrheit und des Lichts, den Gott, der das Theater und die Musik wie auch die Weisheit vor allen Gefahren beschützte. Zwar versteht er noch nicht alle diese Geschichten, aber er liebt es ebenso, sie zu hören, wie sein Vater es liebt, sie zu erzählen.

Heinrich Bockelmann ist fasziniert von Literatur, Musik, Kunst. Die Ausgaben der deutschen und russischen Klassiker, aber auch der neuen Literatur besorgt er zweimal im Monat im Buchladen Knebel in der Rodjestwenka nahe der Bank. Abends, wenn die Familie zu Hause versammelt war, las man gemeinsam die großen Klassiker, vergnügte sich mit Gedichten, oder er erzählte ihnen die klassischen Heldensagen, die die Söhne gar nicht oft genug hören konnten. Besonders die Geschichten von Apollo hatten es Rudi angetan. Ob man alles verstand, war dabei nicht wichtig. Die Atmosphäre war es, die zählte, das herrliche Kribbeln, das er beim Klang von Heinrichs voller, kräftiger Stimme verspürte, wenn sie sich in dieser wunderbar geheimnisvollen literarischen Sprache voll entfaltete.

Wie jetzt, als Heinrich Rudis Drängen nachgibt und ihm wieder einmal von Apollos Heldentaten erzählt.

Während Heinrich von Feinheit und mildem Glanz, von Theater und Musik spricht, denen Apollo Schutz gewährt, entsteht für Rudi das Bild eines wunderbaren strahlenden Helden, der mächtig im Himmel des Theaters thront und allen Gefahren trotzt.

Vor der Junker-Bank am Kusnezki Most hält man, mitten in einer der wichtigsten und zentralen Einkaufs- und Handelsstraßen Moskaus. Sogar sonntags wird hier vor den prächtigen französischen Modehäusern, den Delikatessengeschäften und auch den Börsennachrichten in den Schaufenstern der Junker-Bank promeniert.

Fast immer sieht Heinrich hier auch sonntags nach dem Rech-

